[illegible]

Italienische Ost-[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Regensburg,
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
[illegible]

Der
italienische Gil Blas.

Politisches Zeitbild
aus dem letzten Jahrzehend.

Von

G.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1860.

Vorwort.

Ich war in der reizenden Hauptstadt der schönen Steiermark angekommen, um dort meinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Im Gasthofe abgestiegen, nahm ich beim Frühstück die Zeitungen zur Hand. In gewissen Lagen bleibt der Mensch ewig Egoist. Mich interessirten also Wohnungsankündigungen mehr als Garibaldi und der länderverspeisende Sardenkönig. Da lese ich in der „Tagespost" vom 13. Juli 1860: „Eine ebenerdige Wohnung, bestehend aus drei Zimmern, Sparherdküche und Zugehör ist an eine stabile Partei ohne Kinder zu vermiethen." — Die Ankündigung dieses Domizils gefiel mir. Ich wünschte es zu besitzen, schon wegen des Gegensatzes zu den meisten deutschen Autoren, die gewöhnlich im wohlfeilen vierten oder fünften Stocke in die Regionen des Parnasses sich zu erheben genöthigt sind, während ich nicht zu solcher Höhe zu steigen brauchte, und, gleichfalls um billigen Preis, der Mutter Erde ganz nahe zu bleiben hoffte.

Nach Tische machte ich meine Erkundigungsgänge und erstand die Wohnung. Jedermann kennt alle

die zahllosen kleinen Mühseligkeiten, welche mit dem Versetzen der Hausgötter in einen neuen Tempel unausweichlich verbunden sind. Ich besaß einige werthvolle Gemälde, mit denen ich die kahlen Wände meines Schreibzimmers auszuschmücken gedachte. Eben war ich bemüht, eines derselben, welches das Liebesverständniß zwischen Gil Blas und der Dame Lorenza Sefora vorstellte, an der Wand ober meinem Schreibtische zu befestigen, als diese beim Klopfen mit dem Hammer hohl klang, und ich den Widerstand von dünnem Eisenblech fühlte. In meinem Beginnen dadurch gehemmt und nach anderer Richtung in Spannung versetzt, untersuche ich die Stelle in der Mauer; mittelst eines Druckes an einem unscheinbaren Knöpfchen von Metall springt die etwa zwei Fuß im Quadrate haltende kleine mit dem Wandgemäuer ganz gleich gemalte Thüre auf, und es zeigt sich eine Vertiefung, aus deren Hintergrund ich ein Manuskript hervorlangte. Auf dem Umschlage stand geschrieben: „Der alte Gil Blas ist todt; der neue lebt vielleicht noch.“ Dabei lag ein Brief, mit der Aufschrift: „An den Finder dieses Manuskripts.“ Mich berechtigt fühlend, denselben zu öffnen, löste ich das Siegel und las folgendes:

„Lieber redlicher Finder! Wenn Dir der Zufall diese Papiere in die Hände liefert, so sind sie Dein Eigenthum unter der einzigen Bedingung, daß Du sie zum Drucke beförderst. Sie enthalten mein

Tagebuch. Hast Du etwas von einem Schriftsteller in Dir, so arbeite dieses rohe aber wahrhafte Journal in eine verdauliche Schilderung meiner Erlebnisse und Abenteuer um. Fühlst Du Dich aber außer Stand, dem Lese-Publikum ein ziemlich schmackhaftes Gericht daraus zu bereiten, so bitte ich Dich, einen Autor zu suchen, der die Dir zugedachte Beschäftigung übernimmt. Vergeblich hatte ich auf meiner Reise aus Italien durch die Schweiz und Deutschland nach Graz, wo ich während des ganzen Monats August verweilte, einen Verleger meines Tagebuches gesucht. „„Das ist ja schon Alles dagewesen““ war die Antwort der Buchhändler, „„wir haben den alten Gil Blas von dem berühmten Le Sage, wir haben einen irischen Gil Blas, wozu noch einen italienischen? Am Ende käme uns aus den Eisgefilden Sibiriens auch noch ein russischer Gil Blas. Auch wissen wir nicht, ob Sie in Ihrem Tagebuche der gerechten italienischen Sache nach Gebühr das Wort geredet, ob Sie die unvergleichlichen Staatsmänner des europäischen Stiefels gehörig gewürdigt, die italienischen Revolutionshelden nach Verdienst gepriesen, die verschiedenen Annexionen, die Vernichtung aller den Nationalitätsunionen schädlichen Verträge gut geheißen haben. Trägt Ihr Journal nicht diese Färbung, so sind Sie ein geschlagener Mann. Ihr Buch wird langweilig; denn jetzt amüsirt nur das Revolutioniren.““ Unmuthig verschloß ich zuletzt mein Ma-

nuskript in diesen Behälter; vielleicht kömmt doch die Zeit, wo es an das Licht des Tages treten wird, und so überlasse ich sein Schicksal dem Zufalle, der mir so oft günstig gewesen. Die höchste Freude würde mein Gemüth jedoch erfüllen, wenn es noch bei meinen Lebzeiten ein redlicher Finder, erträglich bearbeitet, dem Drucke übergeben würde. Wenn dieses frohe Ereigniß einträte, so werde ich Dich, lieben Bruder und künftigen Autor, sicherlich unverweilt aufsuchen, um Dir meinen feurigsten Dank darzubringen. Bis dahin gehab Dich wohl."

„Graz am 31. August 1859."

Dein unbekannter Freund
Franz Reithuber."

Dieser Brief, die wundersame Fügung des Geschickes, daß eine Illustration des alten Gil Blas kaum nach Jahresfrist zur Entdeckung des neuen führte, ermuntern mich zu dem Versuche, den Wunsch des italienischen Gil Blas zu erfüllen. Es würde mich sehr freuen, nach dem Erscheinen dieses Buches seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Im Juli 1860.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Meine erste Erziehung. — Sonderbare Verwandtschaftsverhältnisse. — Fatales Ereigniß. — Gefährliche Zusammenkunft. — Gefängniß. — Flucht nach Wien. — Zustände daselbst. — Oeffentliche Rede. — Der Sicherheitsausschuß und der demokratische Frauenverein.

Es war im Jahre 1829, als die Einwohnerzahl der Haupt- und Residenzstadt Wien durch meine Geburt um einen kleinen Erdenbürger einen Zuwachs erhielt. Mein Vater, Johann Reithuber, früher Bereiter bei einer Kunstreitergesellschaft, und erst später Pferdehändler, hatte im Gefolge derselben einige Reisen nach Italien gemacht. In Genua lernte er meine Mutter, eine Römerin, kennen, deren Eltern, einen Südfrüchtenhandel treibend, sich aus den päbstlichen Staaten in jenen des sardischen Königs angesiedelt hatten. Obgleich von ganz kleinbürgerlichem Stande, besaß meine Mutter, welche mich zärtlich liebte, dennoch einen ungemessenen Stolz auf ihre Herkunft, die sie aus den Zeiten des alten Römerthumes von dem in der Geschichte als unglücklichen Anführer der römischen Reiterei bekannten Minuzius herleitete. Trotz dieser edlen Abstammung gab sie dem Bereiter Herz und Hand, da sie zwischen dem freilich ungleich dunkleren Berufe ihres Gatten und jenem glänzenden ihres Ahnherrn eine leise Wahlverwandtschaft zu erblicken vermeinte.

Das Bewußtsein, daß der berühmte Ahnherr meiner Mutter die römische Kavallerie schlecht geführt hatte, verleidete ihr den Soldatenstand. Sie wünschte, daß ich ein großer Philosoph oder Jurist, — kurz ein Gelehrter würde. Mein Vater, welcher in dergleichen Dingen meiner Mutter stets nachgab, schickte mich in die Schule, ließ mich später das Gymnasium besuchen und nebenbei verdankte ich seinem Unterrichte im Reiten, daß ich hierin die erforderliche Geschicklichkeit erhielt. Im Lernen machte ich erstaunliche Fortschritte, besonders in der Logik, und las nebenbei in meinen freien Stunden alle Zeitungen und Flugschriften, deren ich habhaft werden konnte. Dadurch bildete ich mich allmählig zum raisonnirenden Politiker heran, zog mir aber durch mein beständiges Disputiren öfters böse Händel zu.

Da meiner Mutter das deutsche Klima nicht zusagte, und sie in Wien immer kränkelte, so ließ sich mein Vater durch ihre Vorstellungen bewegen, seinen bleibenden Wohnsitz nach Italien zu verlegen, und ein Pferdehandelgeschäft in Genua zu etabliren. In der italienischen Sprache wie in der deutschen gleich bewandert, setzte ich dort meine Studien mit großem Erfolge fort.

Meine Mutter hatte einen Bruder, welcher Waffenschmied war, und Giacomo Spaccamontagna hieß. Dieser riesige Unhold machte einen unheimlichen Eindruck auf mich. Man denke sich einen über sechs Fuß hohen Koloß, mit kahlem Haupte, einem Gesichte, in welchem zwei eng neben einander liegende bloß durch die Nase eines Raubvogels getrennte, kohlschwarze glühende Augen stacken, die ununterbrochen Blitze schleuderten, weit vom Kopfe abstehende, ungeheure Ohren, einen großen Mund mit zwei

Reihen Bullenbeißerzähnen, grauen Schnurr=, Backen= und Knebelbart, — und man hat das getreue Konterfei meines Oheims. Brust, Schultern, Hände und Füße standen im Verhältniß zu der Höhe dieses Kolosses. Mein Oheim war ein böser, jähzorniger Mann, dessen ganzes Wesen übrigens in einen eigenthümlichen, mystischen Schleier gehüllt war. Er sprach wenig, hörte lieber Anderen zu, und ein etwas geübter Beobachter konnte dabei aus dem Rollen seiner Augen die Billigung oder Mißbilligung des Gesprochenen lesen. Um acht Uhr Abends, nach dem Ave Maria, verschloß er regelmäßig die Werkstätte, ging fort, und kehrte erst gegen zwei Uhr Morgens heim. Niemand wußte, wo und wie er diese Zeit zubrachte. Mit meiner Mutter, die er zeitweise besuchte, gerieth er zuweilen in so argen Streit, daß mir dabei ganz bange ward. Besonders verhöhnte er sie gerne wegen des Glaubens an ihre berühmte Abstammung. „Deine Einbildung unserer gemeinschaftlichen Descendenz von Minuzius, dem spottschlechten römischen Kavalleriebefehlshaber ist wirklich lächerlich" — hörte ich den Onkel einst sagen, — „ich könnte Dir klar beweisen, daß wir in direkter Linie von Verrina, dem tadellosen Republikaner, der den genuesischen Tirannen Fiesko in's Meer warf, herstammen! aber Du verstehst Dich nicht auf Genealogie und Heraldik, die, nebenbei gesagt, der wahren Freiheit ein Greuel sind." Der Schluß dieser Rede erregte meine Aufmerksamkeit. Es ist doch eine kuriose Logik, sagte ich zu mir, daß der Onkel die Freiheit so warm anpreiset, während er seine Gesellen in der Werkstatt beim geringsten Versehen unbarmherzig durchprügelt. Dabei gedachte ich seiner nächtlichen Gänge, die schon seit

lange meine Neugier auf das Höchste gespannt hatten. Ein unbesiegbarer Drang, hinter ein großes Geheimniß zu kommen, erwachte in meiner Seele; ich nahm mir vor, den Oheim zu belauschen. —

Den nächsten Abend halb acht Uhr begab ich mich vor seine Wohnung, und verbarg mich hinter dem offenen Hausthor einer gegenüber liegenden Lokanda. Mit pochendem Herzen harrte ich des Augenblicks, in dem mein Oheim sichtbar werden würde. Es schlug acht Uhr. Mit dem letzten Schlage des Glockenhammers trat er aus dem Hause; ich ließ ihn bei sechzig Schritte vorausgehen, und folgte. Er schlug den Weg durch eine große Anzahl enger Gassen ein, die sich allmählig gegen den Hafen herabsenkten. Ihn keinen Augenblick aus den Augen verlierend, schlich ich, unentdeckt wie ich wähnte, nach. In der Nähe des Hafens angelangt, höre ich plötzlich Tritte hinter mir. Ein hagerer Mann in mittlerem Alter, mit rothblonden Haaren, steifer Halsbinde, hohen Vatermördern, knapp anliegender schwarzer Bekleidung, den Hut im Genicke, eilt an mir hart vorüber; — der Engländer war nicht zu verkennen. Er erreicht meinen Oheim, und ich glaube im Halbdunkel bei dem Schimmer einer Laterne wahrzunehmen, wie er im schnellen Vorübergleiten demselben etwas zuflüstert. In demselben Momente, gerade als ich unglücklicher Weise vor einem hellerleuchteten Kaffeehause vorbeischritt, dreht sich mein Onkel mit Blitzesschnelle gegen mich um, bleibt einen Augenblick stehen, und verfolgt dann, scheinbar unbefangen, den Weg am Hafen. Ich sah ihn bei einer Eisbude Platz nehmen. Mein ganzes Inneres erbebte; ich war entdeckt. Die gewisse Ueberzeugung, daß der Oheim, durch mein

Nachspähen sich veranlaßt fand, vorläufig von seinem Ziele abzulenken, erfüllte mich mit Angst. Verwirrt und erschreckt eilte ich nach Hause. Ich hatte nicht den Muth, meinen Eltern diesen Vorfall zu erzählen. Seit diesem unglücklichen Tage hatte ich an meinem Oheim einen geheimen, unversöhnlichen Feind; ein tiefes Entsetzen durchrieselte mir Mark und Bein, so oft seine glühenden Augen sich düster auf mich hefteten.

Die ersten Tage des März 1848 waren gekommen, als einst meine Mutter mich aus dem Kollegium rufen ließ, und mir ankündigte, daß ihr Bruder nach meinem Vater und mir geschickt habe, indem er uns sogleich eine äußerst wichtige Mittheilung, die keinen Aufschub leide, zu machen habe. Meine Mutter theilte die Angst, die mich bei dieser Nachricht ergriff. Mit tief beklommenem Herzen folgte ich meinem Vater zur Behausung des unheimlichen Onkels. In dem Augenblicke, als wir selbe betreten, schlüpft die mir aus meinem letzten abendlichen Erlebnisse wohlbekannte Gestalt des Engländers aus dem Hause. Der edle Sohn Albions war nicht allein. Ein Mann von mittlerer Größe, in rother Perücke, mit blauen Augengläsern schließt sich ihm auf der Strasse an, und ich höre den Letzteren die Worte aussprechen: „Gestern war bei mir die letzte Zusammenkunft. Jetzt schnell zum Hafen, der Dampfer wartet."

Wir treten in die geräumige Werkstätte. Welch' ein Anblick. Dreißig bis vierzig Männer von dem feinen Aeußern des Stutzers bis zu dem zerfetzten des Schiffsziehers, sämmtlich mit Dolchen bewaffnet, der Oheim in ihrer Mitte, schreien, poltern, gestikuliren mit den heftigsten Geberden durcheinander. Bei unserem Erscheinen tritt

plötzlich lautlose Stille ein. Der Oheim geht uns entgegen, und führt uns in die Mitte der Versammlung. Seine wild rollenden Augen sind blutrünstig unterlaufen, und durch das finstere Zusammenziehen der Stirnfalten so nahe an die Nase gerückt, daß ich jeden Augenblick glaube, beide Flammen würden über der mächtig gebogenen Nase zu einer einzigen zusammenschlagen. Die zwei ungeheuren Ohren sind durch die beständige Bewegung der Stirnhaut in fortwährendem Wackeln nach vorwärts, aus dem halb geöffneten, schaumbedeckten Munde klaffen die spitzen Bulldoggzähne hervor. Der sonst so wortkarge, furchtbare Oheim brüllt nun folgende Rede heraus:

„Meine Brüder!

Die Frucht unserer vieljährigen geheimen Bestrebungen nähert sich der Reife. Ganz Italien wird frei sein. Alle Tirannen dieser Halbinsel müssen gestürzt werden, unsern vortrefflichen König Karl Albert, — mit dem ich durch die Nase einige Aehnlichkeit im Gesichte zu besitzen, so glücklich bin, — vorläufig noch ausgenommen. Er wird uns gegen die Oesterreicher führen. Ich zähle auf Euere Vaterlandsliebe, auf Eueren antiken Muth. Für Euch habe ich seit Jahren Waffen um billigen Preis geschmiedet, erzählt Eueren Venditen und Komités, die Euch gesendet, daß ich dadurch in Armuth gerathen bin. Nur die Liebe zu Euch, zur Freiheit, ließ mich bei so kräftigem Aussehen bleiben, nur sie hat meine Gesundheit gestärkt; denn ich hungerte, während ich für Euch arbeitete. Aber um unser herrliches Ziel zu erreichen, brauchen wir Geld, viel Geld. Darum sammelt so viel Ihr nur könnt, und bringt es mir. Ohne Geld kann ich kein Metall zum Waffenschmieden

mehr kaufen, ohne Geld meine Schurken von Gesellen nicht bezahlen, welche der Hunger nicht so kräftigt wie mich, der ich rein im Freiheitsgefühl hinreichende Leibesnahrung finde. Also sammelt Geld, und wer keines geben will, dem zeigt euere scharf geschliffenen Dolche. Alles im Namen der Freiheit.“

Jetzt richtet der Onkel seine feuersprühenden Blicke auf meinen Vater und mich, und spricht, beide Fäuste in die Seiten stemmend, folgende Worte zu uns: „Ihr seid eigentlich Deutsche, aber durch euere Verwandtschaft und euern festen Wohnsitz in Genua naturalisirte Italiener. Ihr müßt daher auch Opfer für das allgemeine Beste bringen. Du Schwager, bist Pferdehändler, und hast die Verpflichtung, alle Deine Gäule um dreißig Livre per Stück für die italienische Kavallerie herzugeben, welche hoffentlich von einem bessern Führer als dem römischen Minuzius kommandirt werden wird. Deinen ungeschlachten deutschen Namen Reithuber taufe ich im Namen der italienischen Freiheit um. Du heißt von nun an Giovanni Cavalluberto. Und Du, gelehrter Bursche, bist Trompeter bei der unvergleichlichen italienischen Reiterei; der Bruder aus Turin ermächtigt mich zu dieser Deiner ehrenvollen Ernennung. Ich erlaube Dir, den alten Schimmel Deines Vaters, der bloß zeitweilig, wie ich höre, den Koller hat, zu Deinem Gebrauche zu behalten.“

„Nun geht, meine Freunde und Brüder, sammelt Geld mit Güte oder Gewalt, und holt dem Schwager die Pferde aus dem Stalle.“

„Es lebe Spaccamontagna, es lebe Cavalluberto, es lebe der Trompeter“ schrieen wie Besessene die versammelten Männer.

Mein armer Vater stand von Schrecken vernichtet, wie eine Bildsäule erstarrt. In mir tobten Wuth, Haß, Verzweiflung. Die Furcht aber wich aus meinem Herzen. Ich gedachte meines altrömischen Ursprungs mütterlicherseits. Ich sammelte meine Gedanken, meine Lippen begannen zu beben, ich wollte reden, und den grausen Onkel mit meiner Logik siegreich widerlegen.

„Hast Du etwas vielleicht zu erwidern, so sprich ungescheut. Wir wollen Dich ruhig anhören.“ Mit lauerndem Blicke betrachtete mich der Onkel, indem er diese Worte herausstieß. Der Augenblick seiner Rache war gekommen; er wußte, daß ich mich selbst verderben würde.

Durchbebt von den verschiedensten Empfindungen, und dabei doch von einem freudigen Stolze erfüllt, eine öffentliche Disputation in solch' kritischer Lage zu halten, begann ich: „Geehrtester Oheim und Patriot! Was verstehen Sie eigentlich unter dem Ausdruck: Freiheit? Nach Ihren so eben gesprochenen Worten hieße dieß, den Begriffen des Staats- und Völkerrechts zufolge, nichts Anderes als Zerreißung geheiligter Verträge, Plünderung der Wohlhabenden, Straßenraub, Anarchie an allen Ecken. Gegen Wen sollen wir ohne Kriegserklärung, wie dieß unter gesitteten Völkern nicht üblich ist, zu Felde ziehen? Gegen die Oesterreicher? Weßhalb? So viel mir aus der neueren Geschichte bekannt ist, hatte das kleine Piemont unter dem großen Napoleon zu existiren aufgehört. Durch Oesterreich ist es wieder ein europäischer Staat und mit Savoyen, Nizza und Genua vergrößert worden. Also warum undankbar sein gegen eine Macht, der Ihr Euer selbstständiges Dasein verdankt? Und gesetzt, Ihr wollt so schlecht handeln, welche

Aussichten habt Ihr auf Erfolg? Haben Italiener jemals allein die österreichischen Truppen geschlagen? Seid Ihr nicht jedesmal vor den österreichischen Bajonetten ausgerissen und davongelaufen? Von der französischen Republik habt Ihr jetzt keine Hilfe zu erwarten; wohl habe ich Sie, hochgeehrtester Oheim, mit einem steifen Engländer verkehren sehen, wahrscheinlich ein Agent des bekannten englischen Revolutionsliebhabers. Allein auf eine offene, thatkräftige Unterstützung Englands dürft Ihr, geehrteste Patrioten, nicht zählen; die im großen Ganzen hochherzige englische Nation würde sich Europa gegenüber schämen, Euern beschlossenen Raubzug a la Rinaldini gegen Oesterreich mit offener Waffengewalt zu unterstützen. Der leiseste Antrag hiezu würde vielleicht Euren Protektor von seiner Höhe stürzen, ein Torikabinet erstehen machen, und dann, wehe Euch! Also nährt Euch redlich im Lande, und sagt Eueren Vereinen, die Euch gesendet haben, sie mögen ruhig zu Hause bleiben. Draußen würde es nur Schläge auf Euch regnen. Lasset das Geldsammeln bleiben. Sie, geehrtester Oheim, wollten wohl nur scherzen, als Sie von Ihrer Armuth sprachen; meine Mutter hat mir gesagt, Sie wären ein reicher Mann, der sich seine trefflichen Arbeiten gehörig bezahlen ließe. Weßhalb soll denn mein Vater seinen ehrlichen, deutschen Namen verläugnen? Sie nehmen ihm alle seine Pferde, und wollen ihn Cavalluberto taufen. Da müßte er ja eher Uberto senza Cavalli heißen. Und ich, ein angehender Gelehrter, soll Trompeter bei Euerer miserablen Kavallerie sein, soll gegen meine lieben Landsleute, die biedern Oesterreicher fechten?"

Bei diesen Worten erhebt sich ein fürchterliches Ge-

tümmel, „Verräther, niederträchtiger Deutscher,“ schallt es aus allen Kehlen, dreißig blanke Dolche sind gegen meine Brust gezückt. Da tritt ein eleganter Sendling aus Turin hervor und spricht, die wüthende Menge beschwichtigend: „Keinen Mord, Freunde; der Bursche werde ins Gefängniß geführt, und nach Piemonts Gesetzen als Verräther gerichtet. Sterben muß er doch. Nur hübsch loyal.“ Ein hämischer Zug boshafter Freude schoß aus den Augen des Onkels. Mein Vater flehte die Unmenschen um Gnade für mich; allein man trennte ihn gewaltsam von mir und führte mich in den Kerker. Dieser bestand in einem kleinen niedrigen Behältniß, welches kein anderes Licht als von dem Spalt eines stark vergitterten Fensters erhielt, durch welches ein schlanker Mensch nur mit Mühe schlüpfen konnte, wenn es nämlich keine Eisenstäbe gehabt hätte. Ein Strohsessel, ein ordinärer kleiner Tisch und eine Pritsche mit einem zerfetzten Strohsacke bildeten die ganze Einrichtung. Obgleich äußerst ermattet, erlaubte mir doch die Aufregung nicht, mein Strohlager aufzusuchen, und mich einer stillen, beschaulichen Unthätigkeit hinzugeben. Meine Gedanken kehrten zu den Interessen zurück, die mich zunächst berührten. Was wird aus meinem Vater werden? Wie wird meine arme Mutter diesen Schlag ertragen? Welche Versuche wird sie für meine Begnadigung unternehmen? Können mich die Bösewichter wirklich gerichtlich zum Tode verurtheilen lassen? Unter solchen quälenden Gedanken begann sich die eintretende Finsterniß in mein Loch herabzusenken. Je dichter die Schatten wurden, desto höher stieg meine Unruhe. Plötzlich vernehme ich Glockengeläute und Kanonendonner, und ein freudetrunkenes

wüthendes Gebrüll dringt zu meinen Ohren. Es lebe Karl Albert, hoch Mazzini und Garibaldi."

Ich wurde buchstäblich rasend. Ich flog an das Fenstergitter, und schüttelte es mit wüthender Kraft; ich zerriß meine Hände in vergeblichen Bemühungen, das Thürschloß aufzusprengen. Im verzweiflungsvollen Bewußtsein meiner Hilflosigkeit heulte ich wie ein wildes Thier. Endlich warf ich mich bis zum Tode ermattet auf mein Strohlager; ich glaubte zu sterben, meine Augen schlossen sich.

„Mein theurer Franz, erhebe Dich," rief eine weibliche Stimme. Ich schrack aus meiner Betäubung auf, die ich für den Boten des Todes gehalten, welche sich aber in einen tiefen Schlaf aufgelöst hatte, wodurch meine gesunkenen Kräfte wieder gestärkt waren. Bei dem Scheine der Blendlaterne, welche eine männliche Gestalt in der Hand hielt, erkannte ich zu meiner unaussprechlichen Freude meine geliebte Mutter. Der Gefängnißwärter mit der Laterne und den Schlüsseln stand neben ihr.

„Du bist gerettet, mein theurer Franz, durch diesen braven Mann."

Der Wärter, ein starker, untersetzter Mann in den Vierzigen, blickte mich mit pfiffigem Lächeln an:

„Es ist Mitternacht. Eilen Sie, junger Mensch, mir im Durchfeilen des Fenstergitters zu helfen, damit es den Anschein habe, als hätten Sie sich auf diesem Wege befreit. Bis diese nothwendige Arbeit nicht gethan ist, lasse ich Sie nicht fort. Wir haben ein bis zwei Stunden Zeit. Hier sind zwei scharfe Feilen."

Rasch gingen wir Beide ans Werk. Während desselben erzählte mir der Wärter, daß meine Mutter seiner

Armuth zu Hilfe gekommen, daß er das republikanische Treiben verabscheue, und recht gut wisse, daß ich eigentlich ganz unschuldig sei in den Augen der Rechtschaffenen, was mir aber nichts helfen würde, weil die Wühler und die Gesellschaft des jungen Italiens die Oberhand hätten.

Um zwei Uhr nach Mitternacht war unsere Arbeit beendigt.

Meine Mutter hatte ein Kapuzinergewand und einen falschen Bart mitgebracht. Unter dieser Verkleidung ging ich mit ihr, von dem Wärter geführt, durch einen, mit hohen Mauern umschlossenen Garten des Gefängnisses, welches früher ein Kloster gewesen. Der Gefängnißwärter schloß eine kleine Pforte in der Mauer auf, und ich war frei. Ehe er uns entließ, mußte ich ihm feierlich schwören, daß ich im Falle einer Entdeckung aussagen würde, mittelst Durchfeilung des Fenstergitters meine Entweichung bewerkstelligt zu haben.

Zu Hause angelangt, fand ich meinen Vater bereits reisefertig; mit schwerem Herzen nahm ich von meiner Mutter Abschied, welche sowohl aus Gesundheitsrücksichten, als auch besonders wegen ihrer Familienverhältnisse, ohne deren Berücksichtigung sie ihr kleines Eigenthum zu verlieren Gefahr lief, zurückbleiben mußte. Wir eilten unerkannt in der Finsterniß zum Hafen und bestiegen ein amerikanisches Dampfschiff, welches nach Triest ging. Alle unsere nöthigen Reisebedürfnisse hatte meine vorsorgliche Mutter schon beim Einbruch der Dunkelheit auf das Schiff geschafft, nachdem sie des glücklichen Ausgangs durch die gelungene Bestechung des Gefängnißwärters so ziemlich sicher zu sein hoffte. Mein Vater hatte kurze Zeit vorher gute

Geldgeschäfte im Pferdehandel gemacht, und nur wenige Pferde im Stalle, so daß er außer dem Verluste von fünf Reit- und zwei Wagenpferden, welche ihm die Patrioten raubten, so ziemlich noch mit geringem Schaden davonkam.

Um vier Uhr Morgens lichtete der Dampfer zu unserer großen Freude die Anker. Den vierten Tag nach unserer Abreise waren wir gesund und wohlbehalten in Wien.

In der alten Kaiserstadt ging es sonderbar zu. Ich war aus dem italienischen Revolutionstaumel in einen deutschen gerathen; das war der ganze Unterschied. Krawalle und Katzenmusiken waren an der Tagesordnung. Fürst Metternich hatte den Wanderstab ergriffen, Graf Ficquelmont war ihm gefolgt; Minister gingen, Minister kamen, und traten wieder ab, um Andern Platz zu machen. Besonders interessirte mich ein neues Institut, der sogenannte Sicherheitsausschuß. Er bestand zum Theil aus Hebräern, welche die Sicherheit in allen Dingen außerordentlich lieben.

Einmal machte der Sicherheitsausschuß einen gewaltigen Lärm. Eilf Mann Militärurlauber eines Regimentes waren mit der Eisenbahn aus Böhmen eingerückt, ohne daß diese ansehnliche Verstärkung der Garnison dem Ausschusse von Seite des Kriegsministeriums mitgetheilt wurde. Der Sicherheitsausschuß erblickte hierin eine ernste Bedrohung der gewährten konstitutionellen Freiheiten, und begab sich, da es eben Sonntag war, in pleno nach Liesing, um im dortigen großen Bierkeller seine Berathungen über diesen wichtigen Gegenstand zu pflegen. Der demokratische Frauenverein würzte selbe durch seine Gegenwart. Einer der Matadore des Ausschusses ergriff das Wort, und

ergoß sich in den bittersten Tadel über diese Verletzung der konstitutionellen Freiheit. Eine Dame des demokratischen Frauenvereins, dessen fast sämmtliche Mitglieder sich in einem gewissen unbestimmten jugendlichen Alter befanden, unterbricht den Redner mit der Frage: „Sind es doch wenigstens schöne junge Leute? In welcher Kaserne wurden sie einquartiert?“ Diese Frage erregt allgemeine Heiterkeit, der schäumende Gerstensaft, der joviale Verkehr mit den Demokratinnen hatte die Gemüther fröhlich gestimmt, und so beschließt der Ausschuß, die Berathung zu vertagen.

Eines Tages, als ich auf dem Stephansplatze müssig umherschlendere, lese ich auf einem Anschlagzettel an einer Straßenecke folgende Ankündigung: „Heute Abend hält Herr Professor Julius aus Deutschland beim Sperl in der Leopoldstadt öffentliche Vorlesungen über Politik. Eintritt 10 Kreuzer. Kinder zahlen die Hälfte. Man bittet höflichst, keine Hunde mitzubringen. Anfang 8 Uhr.“

Diese Ankündigung war für mich zu lockend. Ich beschloß, dem Vortrag beizuwohnen. Gegen Abend auf dem Wege nach der Leopoldstadt begriffen, sehe ich vor einem Kaffeehause auf dem Stephansplatze einen Fremden stehen; ich trete unbemerkt näher, da mir sein Aeußeres auffiel. Wer beschreibt mein Staunen, — es war der Engländer aus Genua! Ich folge ihm dießmal wirklich unbemerkt. Er schlug die Richtung nach einem großen Hotel ein, wo eben eine zahlreiche Deputation aus Ungarn, mit Kossuth an der Spitze, angelangt war. Ich sah ihn die große Treppe des Hotels hinansteigen und hörte die Eljens, mit denen er empfangen wurde. Aha, dachte ich, der thut jetzt in ungarischer Wolle, nachdem er in Genua vielleicht in Oli-

ven gethan hat; worunter natürlich nur die Frucht ohne Beigabe des Zweigs gemeint war.

Der Engländer war Schuld, daß ich mich verspätete und erst zu Ende der Rede des Professors Julius im Gasthofgarten beim Sperl eintraf. Dieser sprach zum Schlusse ungefähr folgende Worte:

„Meine Freunde!

Ich habe Euch so eben klar bewiesen, daß das Entfernteste Jedem das Nächste sein muß; denn nur durch dieses Prinzip können wir zur deutschen Einheit gelangen. Aber lasset uns nicht auf halbem Wege stehen bleiben; wir müssen, in noch weiterer Ausdehnung der Verwandtschaft und Liebe des Entfernten, statt der deutschen lieber die germanische Einheit begründen. Da bekommen wir nächst dem Schweden auch Norweger, Isländer und den Dänen mit hinein, und die fatale schleswig-holsteinische Frage wäre mit einem Male gelöst; dann möge die nordalbingischen Herzogthümer haben, wer sie wolle, sind es ja doch immer germanische Brüder, je ferner, desto liebenswürdiger. Auch manche Handelsirrung mit dem Engländer wird dann nur ein Familienstreit sein, und wer wird mit Bruder Holländer über das jusqu' à la mer oder dans la mer länger unfreundliche Weiterungen pflegen. Ja, meine theuren Freunde und Brüder! warum sollen wir nicht noch weiter in unserer beglückenden Vereinigung gehen, und nicht gleich die Einheit des indo-germanischen Völkerstammes aufstellen? Die Verwandtschaft ist vorhanden; das läugnet heut zu Tage Niemand, ihre Entfernung dient ihr ja nach unseren weisen Grundsätzen zur besonderen Empfehlung. Dann gehört uns nicht nur die ganze südliche

Romanenwelt, der unbequeme Franzose an der Spitze, sondern auch die Entzweiung mit dem schwierigen Slaven ist mit einem Male gehoben, und wir können gleich dem Bruder Russen um den Hals fallen. Unsere Familie rückt dann weit nach Asien bis zu den Persern und Indern vor, und bei unserer heiligen Pflicht, uns der fernsten Brüderwelt mit zärtlicher Wärme anzunehmen, können wir uns gleich, statt Schleswig-Holsteins, die Schlichtung der Händel im Pendschab und am Indus zum Ziele setzen. Wir wollen alle Tyrannen, welche über diese unsere fernen Brüder herrschen, von ihren Thronen verjagen, das indische Kastensystem aufheben, und die indo-germanische Einheit wird allenthalben ihre Triumphe feiern."

Ein donnerndes Beifallsgebrüll folgte auf diese Rede. Der demokratische Frauenverein beschloß sogleich, am andern Tage das die Formen so graziös hervorhebende indische Kostüm anzulegen, und die Hebräer im Sicherheitsausschusse wollten sich Kosakenkleider bestellen, an denen ihnen die weiten Hosentaschen besonders gefielen. Die Vorlesung verwandelte sich hierauf in einen Ball. Die Geigen erklangen, der Sicherheitsausschuß polkirte, der Frauenverein tanzte den Cancan; die radikalen Redakteure der Straßen- und Gassenblätter taumelten weinselig umher, und suchten, um sich aufrecht zu erhalten, nach der breitesten demokratischen Basis. Ich selbst wurde von dem allgemeinen Taumel der Freude und Lust mitgerissen; ich sang aus Göthe's Faust das Lied der von Mephisto trunken gemachten Studenten: „Uns ist so wohl wie fünfhundert S....!"

Mein Vater war ein herzensguter Mann, aber ganz

von seinem Roßgeschäft absorbirt, welches er für den edelsten Beruf auf Erden hielt. Eines Morgens läßt er mich auf sein Zimmer kommen und sagt:

„Lieber Franz! Du bist zwar ein tüchtiger Stubengelehrter, aber bis nun hat Dich Deine Logik nicht weiter als in's Gefängniß gebracht, aus welchem Dich das Gold Deiner Mutter befreite. Wie wäre es, wenn Du mein Kompagnon in einem andern Geschäfte werden wolltest. Du bist, trotz Deines Bücherlesens, unter meiner Anleitung ein ziemlich guter Reiter geworden. Ich gedenke hier eine Reitschule zu pachten. Ich besitze jetzt wieder eine hübsche Anzahl Pferde, und will Dir die Stelle eines Bereiters geben. Zum Anfang überlasse ich Dir vier mit allerlei kleinen Mängeln behaftete Pferde; zur Schulreiterei taugen sie vortrefflich. Benimmst Du Dich klug und geschickt, so ist Dein Glück gemacht; denn merke wohl, durch's Roß hat es schon Mancher weit gebracht. Darum studire mit angestrengtem Fleiße die Eigenschaften der Pferde, pflege mit größter Sorgfalt die geheimnißvolle Kunst, schlechte Gäule auf etliche Tage oder nur für wenige Stunden zu muthigen Rennern zu verwandeln; und trachte besonders es in der spanischen Methode und im Kutschiren zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu bringen."

„Aber lieber Vater, meine Neigung zieht mich ja zu ganz andern Beschäftigungen hin. Den Kriegerstand hat mir meine Mutter durch die Erinnerung verleidet, daß ihr Ahnherr mit der römischen Kavallerie Fiasko gemacht hat; ist es also nicht genug, daß ich für meinen Bedarf hinlänglich gut reite; denn wenn ich auch die größte Vollkommenheit in der edlen Roßkunst erreiche, so bleibt mir

darin doch jeder Bajazzo Deiner früheren Kunstreitergesellschaft an Gewandtheit und Behendigkeit weit überlegen."

„Sprich nicht so entsetzlich einfältig, vorlauter Junge. Zur vollkommenen kunstgerechten Reiterei gehören alle erdenklichen Wissenschaften auf Erden. Dazu gehört Mathematik, um bei der kleinen Tour den genauen Kreis und beim Wechseln den gehörigen Winkel zu beschreiben, — Geschichte, um so prachtvoll und fest im Sattel zu sitzen, wie der Gothenkönig Alarich bei seinem Einzug in Rom auf alten Kupferstichen zu sehen ist, — Geographie, damit, wenn Du mit Deinen Eleven nach Dornbach reiten willst, Du nicht zur St. Marxer Linie hinausreitest, — Philosophie, auf daß es Dich nicht anfechte, wenn einer Deiner Schüler ein Bein oder Du selbst den Hals brichst, — Baukunst, um den Stall, Deinen gewöhnlichen Aufenthalt, so komfortabel als möglich herzustellen, — Chemie, eine Wissenschaft voller Geheimnisse; ich hoffe, Du verstehst mich, was ich dabei meine. Endlich brauchst Du aus der Mechanik beim Kutschiren besonders die Lehre von den Hebeln. O das göttliche Kutschiren! Welche Wonne, ein Paar muthige Rosse lenkend, auf der Promenade so dahin zu brausen, die Cigarre im Munde, angegafft und beneidet von den im Staube demüthig einherwandelnden Fußgängern!"

„Aber bester Vater, das kann ja jeder Wiener Fiaker!"

„Schweige, unverständiger Bursche; der Fiaker kutschirt nicht mit gelben Glacèhandschuhen; er fährt fast nie Jemanden nieder; er hat statt der feinen Havannahcigarre meist einen kurzen Nasenbrenner im Munde, und darf nicht so grob sein als der elegante Kutscher. Befolge mei-

nen guten, wohlmeinenden Rath, suche Dich in der edlen Roßkunst bemerkbar zu machen, und Du kannst es vielleicht noch zum Bereiter bei irgend einem reichen, englischen Lord, wie sich deren öfters mehrere hier befinden, bringen. Wie unerhört wäre dann Dein Glück!"

„Lieber Vater, ich bitte, enden wir dieses Gespräch, ich habe einmal durchaus keinen Geschmack, meine Carriere auf diesem Wege zu machen."

„Nun, mir kann es auch recht sein, wenn Du Dein Glück von Dir stößt; werde was Du willst!" —

Seit dieser Zwiesprache vermied es mein Vater, diesen Gegenstand wieder zu berühren, wofür ich ihm im Herzen dankbar war. — Als der revolutionäre Spektakel in Wien immer ärger wurde, zogen wir mit unserer Habe in die Festung Königgrätz nach Böhmen, da mein Vater kein Verlangen trug, seine Pferde den Wiener Revolutionshäuptern zu überlassen.

Zweites Kapitel.

Gefallene Größen. — Unvermuthetes Begegnen. — Freund und Geliebte verloren. — Tod meines Vaters. — Rückkehr nach Italien. — Unglückliches Abenteuer. — Ankunft in Genua. — Der Oheim verschwunden. — Unangenehme Entdeckung. — Der Soldat wider Willen. — Wichtige Entdeckung im Arrest. — Der Mutter Tod. Desertion. — Mein Eintritt in die Advokatur zu Livorno.

Mein Vater unternahm von Königgrätz in Pferdehandelsgeschäften eine Reise nach Polen. Dadurch fand ich mich ganz isolirt in der kleinen Stadt, in welcher es keine Hilfsquellen zur Fortsetzung meiner gelehrten Studien gab. Ich hatte daher vollauf Muse, die Zeitungen und Tagesblätter zu lesen, welche mir in diesen aufgeregten Zeiten das höchste Interesse boten. Ich war nun im einundzwanzigsten Lebensjahre; mein Bartwuchs unter dem Kinn stand in der schönsten Blüthe. Ich hielt die Zeit für gekommen, eine selbstständigere Stellung einzunehmen. Ich suchte bekannt zu werden, um über die Ereignisse der Gegenwart disputiren und in Kompagnie Politik treiben zu können. In dieser Absicht erkor ich den Gasthof zum „grünen Kranz“ zu meinem Speisehause. Dort versammelte sich täglich um zwölf Uhr Mittags und sieben Uhr Abends eine Anzahl von Herren jedes Alters, welche oft sehr lebhafte Gespräche führten. Ich wurde bald näher bekannt. Einer meiner Tischnachbarn zeigte mir besonderes Interesse. Es war dieß ein quiescirter Steuerkontrolor, ein origi=

nelles, kleines Männchen von etwa fünfzig Jahren, welches, besonders im Gehen, unaufhörlich mit dem Kopfe nach der linken Seite zuckte, während der rechte Arm beständig in rotirender Bewegung nach aufwärts fuhr, gleichsam um den Rockärmel zurückzuschieben und die Hand zum Schreiben frei zu machen. „Der Mann muß enorm viel geschrieben haben," dachte ich bei mir. Er theilte meine Passion des Zeitungslesens darin, daß er seinerseits mit einer wahren Wuth die Einnahmen, Ausgaben, die Steuern, kurz, die Budgets der europäischen Staaten, worüber in öffentlichen Blättern so oft zu lesen war, nachrechnete und diskutirte. Dabei hatte seine Ausdrucksweise etwas affektirtes, und bewegte sich gerne in Floskeln. Ich fragte ihn um die Namen und Beschäftigungen der Tischgesellschaftsglieder.

„Es sind beinahe durchaus gefallene Größen, welche der Wohlfeilheit halber sich diese Stadt zum Aufenthalt gewählt haben."

„Was meinen Sie unter dieser Benennung?"

„Darunter verstehe ich alle Jene, mein Bester, welche von dem Schauplatz ihrer früheren Thätigkeit abgetreten sind, und sich in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen haben. Alle in gewissen Sphären Gestandenen, sie mögen freiwillig oder unfreiwillig, sei es wegen Körper- oder Geistesinvalidität, in Folge begangener Ungeschicklichkeiten oder als Opfer der Mißgunst ausgeschieden worden sein, gehören zu den gefallenen Größen."

„Erklären Sie mir gefälligst, geehrtester Herr Steuerkontrolor, warum denn jener dicke, joviale Herr uns gegenüber über Alles schlechte Witze macht, während der ha-

gere, blasse Herr, dort am oberen Ende des Tisches, so finster dareinsieht, und sich von seinem Nachbar ganz vornehm das Glas füllen läßt?"

„Das will ich Ihnen gleich auseinander setzen. Es gibt einen kleinen Theil dieser gefallenen Größen, der sich im Privatverkehr gerne nach zwei diametral entgegengesetzten Richtungen bewegt. Während einige dieser im Stierkampf des Schicksals niedergeworfenen Matadors gegen Niedere plötzlich in die süßeste Freundlichkeit übergehen, deren Gesellschaft aufsuchen, und, die eigene Würde aufgebend, wider Alles losziehen, was ohne sie weiter in der Welt geschieht, hüllen sich Andere in den Königsmantel unerreichbarer Hoheit, suchen zu dominiren, und blicken mit vornehmer Geringschätzung auf die übrigen Gefallenen herab. Uebrigens hat, wie jeder Schauspieler, auch jeder Gestürzte seinen besonderen Roman. Er ist stets der Schicksalsheld. Gleichwie sich im Liebesroman Alles um die Alternative dreht: Entweder er bekömmt sie, oder er bekömmt sie nicht, — so im politischen: Entweder er steigt oder er fällt!" —

Ungeachtet der großen Ungleichheit des Alters fand ich dennoch vielen Geschmack am Umgange mit dem quiescirten Steuerkontrolor. Das kleine Männchen hatte seinerseits viele Freude an meiner Gelehrsamkeit, und oft geschah es beim Nachtessen, daß, während bereits alle andern Gäste nach Hause gegangen waren, wir noch beim zehnten Glase Bier saßen und Politik machten, bis uns der Wirth auf zarte Weise an die Sperrstunde mahnte.

Ein ganz außerordentlicher Zufall trug Schuld, daß mein freundschaftliches Verhältniß mit dem kleinen Manne der Ziffern plötzlich sich löste, und ich überhaupt tief in

der Meinung der Tischgesellschaft herabsank. Es war im April des Jahres 1849. Eine Kunstreitergesellschaft aus Krakau wurde mit Sehnsucht erwartet. Sie war zuerst nach Prag gegangen, um sich dort zu produziren, sollte dann einige Vorstellungen in Königgrätz geben und dann nach Wien gehen. Wir saßen eben Mittags bei Tische, als die Gesellschaft ankam, und in vollem Kostüm mit einem Trompeter und Paukenschläger an der Spitze ihren Einzug in der Stadt hielt. Wir eilten von der Tafel an das Hausthor, um dieß Schauspiel zu sehen. Plötzlich springt der Bajazzo vom Pferde, läuft auf uns zu, und frägt um den Herrn Franz Reithuber. Der Steuerkontrolor weiset erstaunt auf mich. „Grüß Dich Gott, Franzel," schreit der Bajazzo, „kennst Du Deinen alten Spielkameraden, den Thaddäus Steinfuß nicht mehr? Ich bringe Dir einen Brief von Deinem Vater aus Krakau; er wird bald selbst nachkommen. Na, die Linerl wird sich freuen, die Du als Knabe so lieb hattest. Die ist groß und schön geworden. Da kömmt sie schon vorüber; schau nur, wie prächtig sie als Spanierin aussieht! Linerl, Linerl, da ist der Franzel!"

Die Reiterin, eine schöne, schlanke Brünette, ließ ihren Schimmel eine haushohe Lançade machen, und warf mir einen Kuß zu. Verwirrt dankte ich. Mein Schicksalsstern hatte die Kunstreitergesellschaft, bei welcher mein Vater Bereiter gewesen, hierhergeführt. Meine Tischgefährten rümpften gewaltig die Nasen. Der Steuerkontrolor zuckte heftig mit dem Kopfe nach links, streckte den rechten Arm hoch und schüttelte den Rockärmel bis auf den Ellenbogen zurück. Er schrieb in Gedanken mein moralisches Todes-

urtheil. Die ganze Tischgesellschaft kehrte auf ihre Plätze an der Wirthstafel zurück. Beschämt folgte ich. Meine Nachbarn rückten von mir weg. Niemand sprach mehr ein Wort mit mir.

Jetzt war auch ich eine gefallene Größe. —

Meinen ehemaligen Tischfreunden zum Paria geworden, gedachte ich mich einigen mir bekannten Mitgliedern der Kunstreiter um so lieber anzuschließen, als die reizende Aline mein Herz und meine Sinne im Sturm erobert hatte.

Allein noch Jemand bewarb sich um die Gunst der lieblichen Amazone. Mein ehemaliger alter Freund, der sich wegen der öffentlichen Vertraulichkeit des Bajazzo gegen meine Person mit stiller Verachtung von mir gewandt, war in Flammen für die herrliche Aline erglüht. Als ich Abends zum Besuch bei ihr eintrete, reicht sie mir lächelnd ein Billet. Es lautete:

„Holdestes Fräulein!

Aline, Königin von Golkonda, (so hieß das dramatische Kunstwerk eines unserer beliebtesten Volksdichter, das in Wien unzählige Male nach einander mit dem rauschendsten Beifalle auf der Bühne dargestellt wurde.) Wenn Sie, lieblichster aller Engel, auch dieses goldreiche Land vielleicht nicht besitzen sollten, so bleiben Sie doch Königin meines Herzens. Ich fühle mich von unaussprechlicher Sehnsucht nach Ihnen, Herrlichste, ergriffen. Wie beneide ich den unbedeutenden zudringlichen Burschen, dem Sie heute im Vorbeireiten ein Kußhändchen zuwarfen, um das Glück, Ihr Gespiele in der Kindheit gewesen zu sein. Wie tief empörte sich mein Innerstes, als dieser unverschämte Junge bei Tische Sie, geliebtes Wesen, in meinem Beisein

einer ganzen Gesellschaft preisgab, und Ihre engelreine Unschuld mit den perfidesten Aeußerungen zu besudeln wagte. Ich habe den frechen Verläumder nach Gebühr zurechtgewiesen, und er darf an unserer Tafel nicht mehr erscheinen. Kann ich auf einige Dankbarkeit rechnen? Wie selig würde ich mich fühlen, wollten Sie, angebetetes Fräulein, mich Morgen Abends nach der Vorstellung mit Ihrer Gegenwart bei einem kleinen gemüthlichen Souper beglücken. Wir werden ganz allein sein. Ich wohne auf dem Platze Nro. 96 im zweiten Stock, die Thüre links. Mit unnennbarer Sehnsucht sieht einer Antwort entgegen

Ihr

Sie anbetender

Adam Kneipel,

Steuerkontrolor.

„Nun warte, Sekretär Wurm," rief ich wüthend, „dir soll deine Leidenschaft vergehen." Der Racheplan wurde eben so schnell entworfen als ausgeführt. Ich wollte mich durch meine Gegenwart an der Demüthigung meines Feindes weiden. Aline gab mir ein Körbchen; darin lag ein Papier, auf dem geschrieben stand:

„Alter schützt vor Thorheit nicht. Dieß und das Körbchen als Antwort auf Ihren liebenswürdigen Antrag von Dero

ergebenster

Aline Rosenstrauch."

Ich bereite mich, das Geschenk dem alten Gecken rasch zu überbringen, Alinen versprechend, daß ich gleich zurückkehren würde. Sie klagte jedoch über einen heftigen Anfall von Kopfschmerz, beschloß zu Bette zu gehen, und bat mich, erst am kommenden Tage wieder zu erscheinen.

Das plötzliche Unwohlseyn Alinens befremdete mich allerdings einigermaßen; indeß ließ die Begierde, meine Rache an dem Kontrolor zu kühlen, mir keine Zeit, darüber weiter nachzudenken. Ich beflügle meine Schritte, um den „grünen Kranz“ zu erreichen, und trete ohne Umstände in das Extrazimmer, wo bereits die Tischgesellschaft beim Abendessen versammelt ist, ein. Bei meinem Anblicke fährt der Steuerkontrolor zornentbrannt von seinem Stuhle auf. „Wie können Sie Sich, nach dem, was Mittags vorgefallen ist, unterstehen, uns mit Ihrer Gegenwart an den heutigen Skandal zu erinnern. Speisen Sie mit Ihresgleichen.“

„Entschuldigen Sie, meine Herren, ich habe nicht die Absicht, hier zu verweilen, sondern ich bin bloß beauftragt, dem geehrten Herrn Steuerkontrolor die erbetene Antwort von Fräulein Aline zu überbringen.“

Mit diesen Worten reiche ich dem Erstarrten das Körbchen mit dem Zettel. Er durchlief ihn.

Blauroth wie ein Truthan schnellt das Männchen auf mich zu; seine Lippen schäumen: „das sollt Ihr mir theuer entgelten.“

Ich eilte fort, ohne das laute Gelächter hinter mir zu überhören. Meine Rache war gesättigt. Was weiter im Speisezimmer vorging, kümmerte mich nicht. —

Den nächsten Tag fand die erste Vorstellung der Kunstreiter statt. Der Schauplatz war fast bis zum Erdrücken voll. Alles ging vortrefflich. Die plastischen Posituren der Mademoiselle Mimi auf einem herrlichen Araber, der Jongleur mit seinen indischen Spielen, die athletischen Produktionen des Herkules errangen den lebhaftesten Beifall des Parterres,

während die Späße meines Freundes Thaddäus die Gallerien zu lautem Jubel hinrissen. Jetzt erschien die Königin meines Herzens, Aline, als Amazone sechs Rosse im Stehen lenkend. Ich begann zu applaudiren; — da erhebt sich plötzlich, wie auf Kommando, ein entsetzliches Zischen und Pfeifen, ich gewahre den Kopf des Steuerkontrolors in furchtbaren Zuckungen nach links, und entdecke, o Schrecken, in seiner den Rockärmel krampfhaft zurückschiebenden Rechten ein hölzernes Ding, welches einem Klarinett im Diminutiv auf's Haar ähnlich sieht. Mein ehemaliger Tafelgefährte, der Steuerkontrolor, hatte eine Intrigue, eine Verschwörung gegen meine Huldin angezettelt, und Leute, wie man sie immer für Geld findet, für seinen schnöden Zweck gewonnen. Mit ängstlicher Spannung folgen meine Blicke den Bewegungen Alinens während dieses grauenhaften Tumultes. Feuerröthe wechselt mit Todesblässe in ihrem Antlitze; plötzlich stürzt sie ohnmächtig zur Erde. Ich eile hin, ihr Beistand zu leisten, ich schlinge meinen Arm um ihre schlanke Taille, um die leichte Last fortzubringen, — da dringt der Herkules ungestüm durch die Menge, reißt Aline aus meinen Armen, und spricht drohend: „Packen Sie sich fort, Herr von Reithuber, die Aline geht mich allein an.“ Jetzt wußte ich, warum mein Idol gestern Kopfweh hatte. Zerknirscht und beschämt eile ich, ohne aufzublicken, nach Hause, mich und meine Schmach hinter meinen vier Pfählen zu verbergen. Das war zu viel, Freund und Geliebte Schlag auf Schlag verloren!

Am nächsten Morgen war die Kunstreitergesellschaft aus der Stadt verschwunden. —

Die bald nach dieser Katastrophe erfolgte Rückkehr meines Vaters stärkte meine gesunkenen Lebensgeister. Die Ruhe war in Wien seit langer Zeit wiederhergestellt, und ich war daher von ganzem Herzen froh, als wir uns dahin zurückbegaben.

Es war im Herbste desselben Jahres, als ich das Unglück hatte, meinen guten Vater zu verlieren. Er starb am Typhus. Ein Brief meiner Mutter, welcher ich den traurigen Todesfall mitgetheilt hatte, beschwor mich, nach Italien zurückzukehren, und als ihre Hauptstütze von nun an dort zu bleiben. Sie schrieb mir, daß der Oheim seit der Niederlage der Piemontesen bei Novara aus Genua verschwunden sei, und man seitdem nichts mehr von ihm gehört habe; daher für meine Sicherheit in Genua keine Gefahr zu befürchten wäre.

Ich fühlte wirklich Sehnsucht nach meiner Mutter. Auch übte der mir innewohnende Drang nach geheimnißvollen Ereignissen, denen ich in Italien zu begegnen hoffte, auf mich einen unwiderstehlichen Reiz. Ich machte Pferde und die übrigen Habseligkeiten meines Vaters zu Geld, und trat, mit einer runden Summe von zwanzigtausen Gulden in Staatspapieren und Gold versehen, über Mailand die Rückreise an.

Der Eilwagen, mit dem ich reiste, passirte des Nachts Cassano an der Adda. Dort stiegen zwei Reisende aus. Ein Herr mit schwarzem Schnurr- und Backenbart, eine grüne Brille auf der Nase, und eine schlanke blonde Dame, welche ich beim Schimmer der Laterne für eine Engländerin zu halten glaubte, nahmen die beiden leergewordenen Plätze im Wagen ein. Die Unterhaltung wurde zwischen dem

Paare anfangs flüsternd in englischer Sprache geführt, und ging dann später, als die andern Reisenden lebendig wurden, allgemein in's Italienische über. Der Herr mit dem schwarzen Barte fragte mich gelegenheitlich um das Ziel meiner Reise. Ich bezeichnete Genua als dasselbe, und erzählte mit jugendlicher Sorglosigkeit einen Theil meiner früheren Erlebnisse in Genua und Wien. Der schwarzbärtige Herr und die blonde Dame schienen den regsten Antheil an meinen Schilderungen zu nehmen, und ergossen sich in Verwünschungen über die geheimen Gesellschaften, deren dunkles Treiben das ruhige Gedeihen der Staaten und Völker unterwühle und störe. Nach und nach stockte das Gespräch; wir verfielen allmählig in Schlaf, aus dem wir erst bei der Ankunft in Mailand erwachten.

Der Tag war angebrochen, als ich mich ermüdet in meinem Zimmer im Hotel Reichmann auf das Bett warf. Jetzt erst, als ich die während meiner letzten Fahrt erlebten Umstände in mein Gedächtniß deutlich zurückrief, fühlte ich, daß der erste Eindruck, den die Stimme des Unbekannten mit der englischen Dame auf mich gemacht, sich bis nun am lebhaftesten erhalten hatte. Ich erinnerte mich, diesen scharf accentuirten Ton früher nur ein einziges Mal gehört zu haben. Vergebens durchwühlte ich mein Gehirn; ich vermochte nicht, in's Klare zu kommen. Mir fiel es erst jetzt auf, daß mein schwarzbärtiger Reisegefährte beim Aussteigen auf dem Postamte von einem jener Mailänder Löwen, wie man sie mit langen wallenden Mähnen auf dem Korso und im Foyer des Opernhauses in Gruppen stehen sieht, als guter Bekannter begrüßt wurde; ich erinnerte mich, daß Beide flüsternd Worte gewechselt,

und der Mailänder einen durchbohrenden Blick auf mich geworfen hatte.

Mein jugendlicher leichter Sinn hielt diese Eindrücke nicht lange fest; ich beschloß, etliche Tage in Mailand zu verweilen und die Merkwürdigkeiten dieser schönen, reichen Stadt zu besehen; die Theater ausgenommen, welche ich aus kindlicher Pietät gegen meinen erst kurz verblichenen Vater noch nicht zu besuchen gestimmt war.

Bei einer dieser Wanderungen führte mein Weg zum Palaste Brera, wo die berühmte Gemäldegallerie und Bibliothek aufgestellt ist, beim Scala-Theater vorbei. Gerade demselben gegenüber befindet sich ein renommirtes Kaffeehaus, vor welchem die perfektesten, radikalsten Mailänder Löwen, Tiger und Leoparden sich versammeln, theils um leise zu konspiriren, theils auch um die reizenden, zur Oper- und Balletprobe sich begebenden Choristinnen und Figurantinnen zu begaffen. Schon von Weitem entdecke ich unter dieser bärtigen Heerde das Raubthier, welches meinem räthselhaften Reisegefährten zum Willkomm die behandschuhte Tatze gereicht hatte. Ich gewahre bald, daß er mir in Begleitung von zwei andern Kameraden seiner Gattung folgt, kümmerte mich aber wenig darum. Als ich aber dieses fatale Gesicht wieder bei der Domkirche und überhaupt allerorts antraf, wohin ich mich wandte, und selbst auf dem Heimwege zu meinem Hotel diese verdächtige Arrieregarde hinter mir bemerkte, wurde ich mißmuthig, und gab das Verlangen auf, ferner in Mailand zu verweilen. Nachmittags bestellte ich für den folgenden Morgen Extrapost.

Spät Abends, als ich eben zu Bette gehen wollte, trat

ein langer, dürrer Mann mit glattrasirtem Gesichte in mein Zimmer, und legitimirte sich mir gegenüber als ein Polizeikommissär. Er entschuldigte seinen späten Ueberfall zur nächtlichen Stunde durch den Umstand, daß er morgen früh in Dienstesangelegenheiten mit piemontesischen Behörden nach Genua reise, und da er auf dem Postamte gehört, daß ich Extrapost bestellt habe, so hätte er mir einen Vorschlag zu machen. Dieser lautete dahin, daß dieser Beamte die Reise auf gemeinschaftliche Kosten mit mir zu machen sich antrug. Dadurch würden wir Beide die Hälfte der Reisekosten ersparen, und könnten, wie derselbe stark betonte, uns auch leichter der Strauchritter erwehren, welche im Piemontesischen öfters ihr Unwesen trieben. Gerne willfahrte ich diesem mir ganz annehmbar erscheinenden Ansinnen. Der Kommissär fragte mich, ob ich Waffen bei mir führe; ich wies ihm als Antwort zwei scharf geladene Pistolen und einen langen Stockdegen. Dieß genüge, bemerkte er, da jene Straßenritter zwar äußerst geldgierig, aber dabei feig seien; doch meinte mein künftiger Reisegefährte, daß wir zur größern Sicherheit nur bei Tage reisen sollten. —

Am andern Morgen traten wir unsere Fahrt an. Mein Gefährte war sehr gesprächig, und unterhielt mich mit pikanten Schilderungen vieler Abenteuer, die er während seiner wechselvollen Laufbahn im Einfangen von Uebelthätern bestanden hatte.

Gegen Mittag näherten wir uns der ersten piemontesischen Poststation. Die von tiefen Gräben eingeschnittene mit dichten Hecken begrenzte Chaussee bog gerade um eine Ecke, als plötzlich ein schrillender Pfiff ertönt, und drei

Kerle aus dem Graben auftauchen, welche uns ein donnerndes Halt zurufen. Unser Postillon hält auf der Stelle die Pferde an, und wirft sich mit Blitzesschnelle, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, zu Boden; ich springe, eine Pistole in der Hand, den Stockdegen unter dem Arme, aus dem Wagen. In demselben Momente empfinde ich in der linken Schulter einen stechenden Schmerz, auf den ich aber im Drange der Gefahr nicht achte. Ein Pistolenschuß streckte den nächsten der Räuber zu Boden, die beiden anderen ergreifen in verschiedenen Richtungen die Flucht. Ich drücke die zweite Pistole ab und fehle. Hitzig verfolge ich mit entblößtem Stockdegen den einen Wegelagerer, der mir aber bald hinter dem Gebüsch aus dem Gesichte verschwindet. Hierauf meinen Rückweg zum Wagen antretend, gewahre ich zu meiner unbeschreiblichen Bestürzung, daß der andere Räuber unterdessen meinen Wagen erreicht und sich neben den vorgeblichen, die Zügel in den Händen haltenden Polizeikommissär setzt. Beide brausen mit rasender Schnelligkeit davon.

Der Postillon erhebt sich. „Sie bluten, Signor, aus der linken Schulter; das war ein sauberer Reisekompagnon."

Jetzt erst fühle ich heftigen Schmerz in der Wunde; ich blicke mechanisch zur Erde und hebe einen blanken Dolch auf. Auf der Klinge stand ein G. I. eingegraben. Nun wußte ich, woran ich war. Die Giovina Italia hatte es auf mein Leben und Eigenthum zugleich abgesehen. Das eine war gerettet, das andere verloren.

Meine Wunde ging nicht tief. Der Postillon verband sie vorläufig mit meinem Sacktuch. Aufs tiefste nieder-

geschlagen wanderte ich in seiner Begleitung zu Fuß in die nächste Station. Unterwegs fragte ich denselben:

„Warum seid Ihr nicht rasch weiter gefahren, als die Kerle uns anriefen, und weßhalb habt Ihr Euch auf's Gesicht geworfen?“

„Weil ich nur dadurch mein armes Leben retten konnte. Die Signori Ladri kennen jeden von uns Postillons; ich hätte bei der nächsten Fahrt meinen Ungehorsam mit dem Tode büßen müssen. Auch erlauben sie nicht, daß wir ihre Gesichter sehen, damit wir sie nicht verrathen können. Derjenige Postillon, welcher sich auf das Kommando „Halt“ nicht gleich auf den Bauch wirft, ist stets ein todter Mann.“

In der Station angelangt, machte ich sogleich meine Anzeige über den Vorfall. Ich gab meinen Namen, das Ziel meiner Reise und die Personsbeschreibung des für einen Polizeikommissär sich ausgebenden Schurken an, sowie den Ort, wo der getroffene Räuber liegen mußte. Die von dem Postillon dahin geführten Karabiniers meldeten bei ihrer Rückkehr, daß sie wohl eine große Blutlache aber keinen Todten oder Verwundeten gefunden hätten. Wahrscheinlich war die geheime Genossenschaft unterdeß thätig gewesen und hatte den getroffenen Kameraden bei Seite geschafft.

Hundert Napoleonsdor, die ich in einem Gurt um den bloßen Leib trug, ausgenommen, war mein ganzes Vermögen dahin. Ich ließ mich durch den Wundarzt des Ortes ordentlich verbinden, der jedoch erklärte, daß die Wunde kein Hinderniß meiner Weiterreise sei. Tags darauf setzte ich mich in den von Mailand kommenden Eilwagen, und erreichte ohne weiteren Unfall Genua.

Die Freude, meine Mutter wieder zu sehen, wurde einigermaßen durch den Gedanken an den Verlust meines Vermögens getrübt. Ihr kleines Eigenthum war durch das plötzliche Verschwinden ihres Bruders, des schrecklichen Oheims, zu einer schwachen Summe zusammengeschmolzen; er hatte dasselbe nach der Flucht meines Vaters in Verwahrung genommen, und nach seiner plötzlichen Entfernung fand sich nur ein geringer Theil desselben vor. Ich sah ein, daß ich etwas unternehmen müsse, um unsere Existenz zu sichern. Mein Trachten ging dahin, die Stelle eines Sollizitators bei irgend einem angesehenen Advokaten zu erhalten. Dieß war der Weg, der mich allmählig wieder zur Wohlhabenheit führen sollte. Ich träumte in der möglichen Verwirklichung dieses Zieles ein neues Leben; aber nur zu bald sollte mir die Wirklichkeit lehren, daß ich, wenn auch schön, doch nur geträumt hatte.

Eines Tages, als ich gerade mit meiner Mutter über unsere Pläne sprach, trat ein Unteroffizier ein, und brachte eine Vorladung, welche mir befahl, als naturalisirter Piemontese, und somit als konscriptionspflichtig, am nächsten Morgen vor einer aus Militär und Civil zusammengesetzten Kommission zu erscheinen. An eine Weigerung war nicht zu denken. Ich begab mich an den bestimmten Ort. Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich in dem Civilkommissär jenen Turiner Elegant erkenne, der die furchtbare Scene bei meinem Oheim durch meine Einkerkerung beendigt hatte. Zu seiner Rechten saß ein Infanterie-Stabsoffizier.

„Ah, seid Ihr wieder da, mein Lieber! Ihr habt es vor anderthalb Jahren verschmäht, als Trompeter bei unserer heldenmüthigen Kavallerie Eurer Wehrpflicht zu ge-

nügen; — nun ich habe gehört, Ihr seid ein guter Schütze geworden, habt Euch tapfer gegen drei Räuber gewehrt. Ich trage darauf an, Herr Major, den Burschen bei den Scharfschützen zu assentiren."

„Mit Vergnügen und vollkommen einverstanden, Conte Graziazzi; wer könnte Ihnen diese Kleinigkeit abschlagen, alle Herrn Regierungsbeamte, deren geehrte Namen in azzi ausgehen, sind so äußerst liebenswürdige Männer."

„Danke für das geistreiche Kompliment, Herr Major, erreicht doch keiner von uns in der Liebenswürdigkeit und Loyalität unsern hochberühmten Staatsmann, dessen gefeierter Name mit keinem Selbstlaut endet."

„Ja, der wird noch hoch steigen."

Meinetwegen an den Galgen, dachte ich, wenn ich nur nicht Soldat unter dieser Fra Diabolo-Regierung werden müßte.

Nach drei Tagen wurde ich abgeholt. Die Trennung von meiner armen Mutter war ergreifend. Ich mußte versprechen, ihr recht oft zu schreiben. Einem großen Rekrutirungstransporte eingereiht, trat ich mit demselben den Marsch nach Turin an. Wir mußten dort täglich vier Stunden exerzieren und nach der Scheibe schießen, auf welcher ein österreichischer Soldat gemalt war. Dieß verdroß mich gewaltig. Aus Bosheit schoß ich jedesmal, wenn mich die Tour traf, geflissentlich fehl, was mir scharfe Verweise über meine vermeinte Ungeschicklichkeit zuzog. Als man endlich gewahrte, daß ich vorsätzlich auffallend schlecht zielte, ward über mich ein dreitägiger Arrest bei Wasser und Brod verhängt. Mein Gefängniß in der Kaserne

stieß an ein altes, verwahrlostes Gebäude, welches ehemals ein reiches Kloster gewesen, dermalen aber nur von wenigen Mönchen bewohnt wurde. Mein Kerker hatte gar keine Fenster, da die Entziehung des Lichts mit zur Strafe gehörte. Blos in der Hauptmauer war eine kleine vergitterte Oeffnung angebracht, welche in einen großen im Erdgeschoße des alten Klosters liegenden Saal ging. Dieses mit Eisenstäben wohl verwahrte Loch, durch welches übrigens nicht einmal ein Kind hätte schlüpfen können, war erst kürzlich nur deßhalb in der Mauer angebracht worden, um für den Gefangenen aus dem gleichfalls finsteren Saale die nothwendige Luft herein zu lassen.

Den zweiten Tag nach meiner Einkerkerung höre ich plötzlich ein Geräusch, welches von dem Aufsperren einer Thür herzurühren schien. Tritte von Menschen werden vernehmbar, und ich gewahre durch meine Oeffnung, daß Lichter auf einen langen Tisch von ordinärem Holze gestellt sind. Meine Neugier war im höchsten Grade erregt; ich vermied es mit ängstlicher Vorsicht, mich am Gitter zu zeigen, sobald sich die Helle im Saale zu verbreiten begann. Ich höre das Eintreten und die Stimmen von Männern. Der Saal füllt sich immer mehr. Auf einmal dringt ein Ausruf freudiger Ueberraschung an mein Ohr. Ich nähere, so vorsichtig als möglich, mein Auge dem Gitter, und entdecke, o Staunen, den hageren Engländer, welcher mir in Genua und Wien begegnete, in den Armen eines elegant gekleideten Herrn. Die Aufmerksamkeit aller Anwesenden ist auf diese Gruppe gerichtet. Ich ziehe meinen Kopf, bevor diese Extase sich löst, noch zur rechten Zeit von der Oeffnung zurück und spitze meine

Ohren. Eine feierliche Stille tritt ein, und ich höre aus dem Munde des eleganten Herrn folgende Rede:

„Geehrte Freunde und Brüder!

„Die Zeit zur Aktion ist noch nicht gekommen. Unser hochherziger Gönner jenseits des Kanals von Calais läßt uns dieß durch einen Bruder zu wissen machen. Oesterreich und Preußen stehen im Begriff, feindlich an einander zu gerathen. Welch' ein Götterschauspiel für uns, wenn Deutsche gegen Deutsche zu Felde ziehen! Mögen sie ihre Kräfte gegen einander abnützen; dann wird die Frucht reifen, und wir werden sie pflücken. Ein vorschnelles Handeln unsererseits könnte unter den jetzigen Umständen die verhaßten Deutschen zur Besinnung bringen; sie würden sich am Ende gegen unsere Pläne vereinen, und dann wäre der Triumph unserer heiligen Sache wieder weit in den Hintergrund gerückt. Auch sehe ich mit wahrem Schmerze, daß in den mittelitalienischen Ländern sich noch keine rechte Begeisterung für die gemeinschaftliche italienische Sache regt. Da muß nachgeholfen werden. Trachten Sie, meine Herren Abgesandten der Komités jener Gebiete, diesen uns unumgänglich nöthigen Enthusiasmus aus allen Kräften zu wecken; greifen Sie zu allen Mitteln; jedes ist gut, wenn der Zweck damit erreicht wird. In Paris ist vor der Hand nichts zu machen. Der Sphinx an der Seine ist stummer und unempfindlicher als je. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die Patrioten ihn vielleicht unsanft an seine einstigen Verheißungen mahnen sollten. Wir waschen unsere Hände in Unschuld, wie dieß mein hoher Freund anderwärts thut. Für jetzt, meine Herren, müssen wir uns darauf einschränken, die heilige Flamme im Stillen zu

schüren, die Begeisterung wach zu erhalten, wo sie vorhanden ist, und sie künstlich zu erzeugen, wo sie nicht besteht. Die Bewohner der mittelitalienischen Staaten so wie Oberitaliens müssen gegen ihre auf ein altes historisches Recht pochenden Souveräne durch alle erdenklichen Agitationen im Geheimen aufgehetzt werden. Es geschieht ja nur zum Besten der italienischen Sache!

„Einigkeit, Geheimniß, List sei unser Wahlspruch.“

Das ist ja ein abgefeimter Spitzbube dieser Sprecher, dachte ich; nein, hier bleibe ich nicht. Die Idee zu desertiren stieg in meiner Seele auf. Eine höchst schmerzliche Nachricht ließ dieselbe in mir zum festen Entschlusse reifen. Aus dem Arrest entlassen, erhielt ich einen Brief, der mir den Tod meiner Mutter meldete. Ihre ohnehin schwache Gesundheit war den verschiedenen harten Schlägen, die uns getroffen, erlegen. Sobald ich ihre geringe Hinterlassenschaft in Empfang genommen hatte, beschloß ich, meinen Entweichungsvorsatz auszuführen.

Die Frage war, wohin ich meine Schritte lenken würde. Zu den Oesterreichern nach der Lombardei war der Weg von Turin zu weit und die Gefahr der Entdeckung groß. Auch empfand ich großen Widerwillen, Mailand wieder zu berühren. Es vergingen mehrere Wochen in bangen Zweifeln. Da bestimmte der Zufall, welcher bisher in meine Lebensbahn so entscheidend eingegriffen, das Ziel meiner vorhabenden Flucht. Meine Kompagnie wurde nach dreimonatlichem Garnisoniren in der sardinischen Hauptstadt nach Spezzia verlegt. Dadurch sah ich mich der toskanischen Gränze nahe gerückt. Ich beschloß daher, vor der Hand nach Livorno zu desertiren. Mit un-

geduldiger Sehnsucht harrte ich einer günstigen Gelegenheit, um mein Unternehmen auszuführen. Diese bot sich bald dar. Am 14. März 1851 wurde das Geburtsfest des Königs Viktor Emanuel gefeiert und uns gestattet, zwei Stunden über die Retraite auszubleiben. Diese Erlaubniß kam mir trefflich zu statten. Abends, sobald es dunkelte, ging ich zum Hafen, und erhandelte bei einem Trödler bürgerliche Kleider für einen, wie ich vorgab, mit Abschied entlassenen Veteranen, der noch reconvalescent im Spitale sei. Rasch kleidete ich mich an einer entlegenen, menschenleeren Stelle um, warf meine Soldatenmontur in's Meer, und eilte, durch die mittlerweile eingetretene Finsterniß begünstigt, unerkannt aus der Stadt. Es war sieben Uhr; ich hatte also einen mehrstündigen Vorsprung, bevor meine Abwesenheit bemerkt werden konnte. Ich marschirte, Strassen und Ortschaften vermeidend, die ganze Nacht, und erreichte mit Tagesanbruch modenesisches Gebiet. Der Hunger stellte sich ein. Mich noch nicht für gesichert haltend, stieg ich, um der Chaussee auszuweichen, einen Berg hinan, welcher fast nach allen Richtungen hin von regelmäßigen Fußwegen durchschnitten war. Meine Aufmerksamkeit wurde durch ein kleines Haus angezogen, dessen weißgetünchte Mauern und grünen Jalousien demselben einen Anstrich von Behaglichkeit gaben, der für einen erschöpften, hungrigen Wanderer einen bezaubernden Eindruck hervorbrachte. Welch einen sehnlichen Wunsch empfand ich, unter diesem Dache auszuruhen. In einiger Entfernung von dem Hause stand ein mächtiger in dieser Jahreszeit von Blättern noch entblößter Akazienbaum. Ich beschloß, mich unter denselben zu legen und auszuruhen. Ich streckte mich daher auf

den Boden nieder, und versuchte einzuschlafen, obschon die Qualen des Hungers, welche ich immer stärker empfand, mir wenig Aussicht hiezu gewährten.

Da sagt plötzlich eine mürrische Stimme hinter mir: „Was macht Ihr hier?“

Erschreckt erhebe ich mich, und erblicke einen Landmann mit dunkel gebräuntem Antlitz und scharf markirten Gesichtszügen, der mich düster betrachtet. Ich trug meine Hauptkasse in einem Gurt unter meiner Bekleidung um den Leib gewunden, und hielt bloß eine für kleine Ausgaben bestimmte Geldsumme in meiner Börse in der Tasche verwahrt. Mechanisch ziehe ich diese hervor, und lege sie in seine hohl gehaltene Hand. Meine Finger waren durch die Kälte etwas steif geworden, so daß mein zumeist gelähmter Mittelfinger beim Hinreichen der Börse einen unwillkürlichen Stoß auf den hohl gehaltenen Ballen der Hand meines Inquisitors übte, indem ich dabei sagte:

„Ich bin vom rechten Wege abgekommen. Bester Freund, ich fühle mich sehr ermüdet und vom Hunger geplagt; wenn Ihr mir daher etwas zu essen und zu trinken geben, und einen Platz anweisen wollt, wo ich einige Stunden ausruhen und schlafen kann, so gehört ein Theil dieses Geldes Euch.“

In den Mienen des Mannes war eine große Veränderung vor sich gegangen. Mit freundlich unterwürfigem Lächeln erwiderte er:

„Signore, ich begrüße in Ihnen ehrerbietigst meinen Prüfer; ich kenne meine Pflicht, und stehe als Werber ganz zu Befehl. So lange noch Pellegrino Rossi lebte,

war ich bloßer Handlanger. Ich bin eben von einer Operation zurückgekehrt. Folgen Sie mir gütigst."

Diese Worte enthüllten mir ein Mißverständniß, welches zu meinem Vortheil zu benützen ich mich rasch entschloß. Ich stand einem Mitgliede niedern Grades des „jungen Italiens", vielleicht gar dem Mörder des edlen Grafen Rossi, welcher an der Treppe der Cancelleria zu Rom erdolcht worden, gegenüber. Die eigenthümliche Weise, mit der ich unbewußt einen mystischen Handdruck des Erkennens gab, hatte dem „Werber" eine irrige Vorstellung über meine Person beigebracht. Er führte mich zu dem Hause. „Wie glücklich und seltsam," — dachte ich, „daß ich doch ein Ruheplätzchen in demselben Hause finde, welches ich mit solcher Sehnsucht betrachtet habe."

Mein Führer zieht eine Glocke. Eine kleine vergitterte Oeffnung in der Thüre thut sich auf, durch die ein Paar verglaste Augen eine Weile spähend hervorglotzen, bis eine kreischende Stimme ruft:

„Was wollt Ihr?"

„Bis zum Tode," antwortete der Landmann.

Die Thüre geht auf.

Eine zusammengeschrumpfte, zahnlose Alte steht vor uns, und sagt:

„Willkommen Herr, nur herein."

Damit verriegelt sie die Thür wieder, und geht trippelnd in einem schmalen Gange voran. Ein Saal mit zwei Seitenthüren bildet das Erdgeschoß. In der Mitte dieses Saales stand ein großer Tisch von Eichenholz, zehn bis zwölf Rohrstühle an den Wänden, und ein Kredenztisch zwischen den beiden Fenstern. An den Wänden hin-

gen Porträts von Cavour, Garibaldi und jenes eines englischen Lords, das ich nicht erkannte. Ober dem Kredenztische befand sich noch ein Gemälderahmen, doppelt so groß als die anderen, der mit einem schwarzen Tuche überzogen war, auf dessen Mitte ein roth gesticktes M. sich zeigte.

Der „Werber“ wies auf die Thür zur Rechten mit den Worten:

„Herr, hier finden Sie, was Sie suchen, das Essen wird sogleich gebracht werden. Wann wünschen Sie weiter zu reisen?“

„Um vier Uhr Nachmittags“, antwortete ich.

Mein Zimmer war rings von mächtigen Büchergestellen eingerahmt, welche, größtentheils leer, nur an einigen Stellen mit in Schweinsleder gebundenen Büchern und mit vergilbten Manuskripten besetzt waren. Ein großes Himmelbett stand in der Mitte, ein Tisch daneben, auf welchen die Alte kalte Küche, Brod und eine große Flasche Wein setzte. Nach Stillung meines Hungers und Durstes begab ich mich zu Bette. Meine Müdigkeit war so groß, daß ich, trotz meiner so seltsamen Begegniß, sogleich fest einschlief.

Zu der von mir bestimmten Stunde weckte mich mein Wirth; ich machte mich schnell reisefertig und folgte ihm. Er führte mich den Berg hinab. Auf der von mir so gefürchteten Chaussee harrte ein Mann mit einem leichten Wagen. „Es ist mein „Decker“, sagte der Landmann unbefangen, „steigen wir ein.“ Mein Wirth übernahm die Zügel der Pferde, und in einem Nu war der Andere verschwunden.

Es war mir die ganze Zeit über aufgefallen, daß mein

Führer, wie es schien, absichtlich um das Ziel meiner Reise zu forschen vermied. Ich meinerseits wollte keine Blöße geben, die, wie ich ahnte, die schrecklichsten Folgen für mich gehabt hätte, und beobachtete daher ein imponirendes Schweigen.

„Nach welcher Himmelsgegend?“ fragte jetzt der „Werber.“

„Nach Süden.“

Rasch eilte das Fuhrwerk in der bezeichneten Richtung von dannen. Die Fahrt wurde während der Nacht nur einmal durch eine zweistündige Rast für die Pferde bei einer einzeln liegenden Herberge unterbrochen. Mit Tagesanbruch gewahrte ich das Meer. Die See schien eben jetzt zu erwachen unter dem Fächeln des frischen Morgenwindes, welcher über dem stillen und ruhigen Schleier des klaren Wassers spielte und es an der Oberfläche zu kleinen Wellen kräuselte. Gegen Mittag sah ich die Thürme einer großen Stadt im strahlenden Sonnenlicht erglänzen; bald hatten wir sie bis auf etwa hundert Schritte erreicht. Plötzlich hielt mein Führer die Pferde an, und lud mich durch einen eigenthümlichen Griff am Arme zum Aussteigen ein. Ohne ein Wort zu sprechen, lasse ich mich vom Wagentritte herab; kaum hatte ich den Boden berührt, so kehrt mein Wirth mit dem Gefährte um, und entschwindet in raschem Fluge meinen Blicken.

Ich frage eine eben vorübergehende Milchverkäuferin: „Wie heißt diese Stadt?“

„Livorno,“ antwortet ziemlich verwundert das Weib.

Staunen ergriff mich. Woher wußte der „Werber,“ daß ich nach Livorno wollte? Ein unheimliches Gefühl bemeisterte sich meiner. Ohne Zweifel mußte ein Central=

komité des „jungen Italiens" in dieser toskanischen Stadt seinen geheimen Sitz aufgeschlagen haben, da auf die bloße vage Andeutung meines Reisezìels: „Nach Süden", dieser Mann mich hierhergeführt hatte. Ich beschloß, auf meiner äußersten Hut zu sein.

Ich begann meine Vorsichtsmaßregeln gleich damit, daß ich es vermied, vor Eintritt der Dämmerung in die Stadt zu gehen. Eine etwas abseits von der Chaussee gelegene Lokanda bot mir Speise und Trank. Die Wirthsstube war zu meiner Beruhigung menschenleer, einen in den mittleren Jahren befindlichen Gast ausgenommen, welcher in einem Winkel des Zimmers an einem kleinen Tische in höchst abgetragenen Kleidern saß, und eine Wäsche trug, welche aussah, als ob sie durch Saffran gezogen wäre. Er schmauchte eine kurze Pfeife und schien in tiefes Nachdenken versunken.

Ich verließ das Wirthshaus, nachdem ich mich erquickt hatte, und erwartete, unter einer Gruppe von Olivenbäumen ruhend, den Einbruch der Dunkelheit. Ich wollte diese Mußezeit dazu anwenden, um meine Ideen zu ordnen, und einen vernünftigen Lebensplan für die Zukunft zu entwerfen. Die Jurisprudenz blieb mein Hort und Anker; die Praxis in der Advokatur war mein größter Wunsch; aber wie dieser zu realisiren sei, das war die Frage, welche ich nicht zu beantworten vermochte. Allerdings befanden sich günstig lautende Studienzeugnisse in meinem Leibgurt, die Todtenscheine der Eltern wiesen meinen ehrlichen Ursprung nach; allein ich war paßlos und besaß kein Dokument, welches meine dermalige Beschäftigung auswies. Meine Baarschaft reichte wohl hin, einige

Zeit hindurch aus eigenen Mitteln zu leben; aber was anfangen, wenn diese endlich erschöpft war?

Unter derlei eben nicht trostreichen Gedanken begann sich ein leichter Schlummer auf meine Augenlider zu senken. Die Sonne war untergegangen.

Plötzlich fühlte ich etwas wie kaltes Eisen an dem Hintertheile meines Kopfes. Ermuntert raffe ich mich empor, und sehe mich dem kaum von mir beachteten Gast aus der Lokanda gegenüber, welcher, ein gespanntes Pistol gegen meine Brust haltend, mit sanfter Stimme sagt: „Entschuldigen Sie Signor, daß ich Ihren Schlaf störte. Sie sind vollkommen sicher, ich bitte blos um Ihre Börse, Ihre Uhr und was Sie sonst ungern entbehren.“

Ich mache eine Bewegung, meinen Stockdegen zu ziehen.

„Bemühen Sie sich nicht,“ — sagt der Fremde, „es würde mir unendlich leid thun, wenn mein Pistol zufällig losginge, und Ihnen ein Unglück widerführe.“

Voll inneren Grimmes reiche ich Börse, Uhr und einen Siegelring dem Räuber, der diese Dinge schnell in den Taschen seines abgeschabten Rockes verschwinden läßt. Da werden Huftritte vernehmbar, und eine Gensdarmerie-Patrouille trabt auf der nahe vorüberziehenden Chaussee einher.

In raschem, befehlenden Tone sagt der Räuber jetzt, indem er schnell seinen Rock auszieht: „Empfangen Sie meinen Rock als Andenken an diese Stunde, und geben Sie mir unverzüglich den Ihrigen. Eilen Sie, ich bedarf eines warmen Kleides.“

In einem Augenblick geht der Rockwechsel vor sich und der Gauner entfernt sich eiligst.

Trostlos, meinen Unstern verwünschend, trete ich den Weg nach der Stadt an. Aber ehe ich das Thor erreiche, reiten die Gensdarmen auf mich zu, und gebieten mir, stehen zu bleiben. „Den Paß her, wer seid Ihr?"

Wie niedergedonnert greife ich mechanisch in meine Rocktasche, um mir den Anschein zu geben, als suche ich wirklich das verlangte Papier. Da fühle ich, o Entzücken, Börse, Uhr und ein steifes Blatt in der Tiefe des Rockschoßes. Ein Gensdarm zieht ohne Umstände eine Schrift aus demselben, und liest mit vernehmlicher Stimme beim Scheine der Thorlaterne: „Giuseppe Bufferio, Barometermacher."

„Ihr könnt Eures Weges gehen," sagt der Gensdarm, indem er mir das Papier zurückstellt, „ich wünsche Euch gute Geschäfte in Livorno, damit Ihr in Stand gesetzt werdet, Euch einen bessern Rock zu kaufen."

Meine Betrübniß hatte der tollsten Freude Platz gemacht. Wie dankte ich jetzt der Vorsehung, daß sie mir jenen Gauner in den Weg geführt, welcher durch die Angst vor den Gensdarmen sich so betäuben ließ, daß er mit seinem abgeschabten Rocke mir mein Geld, meine Pretiosen zurückgab, und dabei noch obendrein mich mit einem Paß versah.

Der unverhofft glückliche Ausgang dieses Abenteuers erfüllte mich mit Muth und Zuversicht. Ich entschlug mich der Sorgen für die Zukunft und der Angst vor der Gesellschaft des „jungen Italiens," indem ich dachte: „Du besitzest ein immerhin hübsches Sümmchen und einen Paß, er gehöre wem er wolle, du bist gesund, kräftig, hast Etwas gelernt, — das Weitere wird sich finden. Auch bist

du zu unbedeutend, als daß jene Umsturzmänner ihr Augenmerk beständig auf dich richten sollten."

Ich nahm mein Quartier in einem vom Hafen entfernten Gasthofe. Die ersten Tage wurden der kompleten Renovirung meiner Garderobe gewidmet. Erst, nachdem mein Aeußeres in das eines anständig gekleideten Menschen umgewandelt war, verließ ich zum ersten Male meine Behausung. An der Gassenecke sehe ich einen Theaterzettel hängen. Norma war für den Abend angekündigt. Ich empfand Versuchung, die Oper zu hören, und gedachte bei dieser Gelegenheit den Geist der Bevölkerung zu studiren, um zu erfahren, ob das Livorneser Publikum bei der bekannten Gesangspieçe des Oberpriesters der Druiden: „guerra, guerra“ auch ein so entsetzliches Beifallsgebrüll erheben würde, wie jenes von Turin und Genua. Ich placirte mich rückwärts im Parterre, in der Nähe des Ausganges. In der zunächst befindlichen Parterreloge fiel mir sogleich ein junges Mädchen auf, welches neben einer starkbeleibten ältlichen Person saß, deren äußeres Benehmen eine Duenna vermuthen ließ. Die junge Dame, welche etwa sechzehn Jahre alt sein mochte, war so reizend, daß ich meine Augen kaum von ihrem Angesichte wegwenden konnte, um nach der Bühne zu blicken. Ihr dunkles, üppiges Haar hing in dichten Locken um ihre Schultern, und warf einen milden Schatten auf einen Teint, in welchem junge Rosenknospen dem Aufblühen nahe zu sein schienen. Ihre großen blauen Augen, die eher schmachtend als feurig blickten, wurden von dunklen Wimpern bedeckt, um ihren Mund schien ein stetes Lächeln zu schweben, so zahllos waren die Grübchen, die jedesmal, wenn die vollen,

thauigen Lippen geöffnet wurden, sich in ihre Wangen und ihr Kinn gruben; der Zauber dieses Mundes wurde durch zwei Reihen Zähne erhöht, die blendender waren, als die reichsten Perlen, mit denen jemals eine Braut sich schmückte. Allein am allermeisten fühlte ich mich durch die überaus rührende Miene der Unschuld und jungfräulichen Milde angezogen, welche aus diesem Gesichte sprach. Vielleicht mangelte demselben eine gewisse Lebhaftigkeit; allein es gewann nur an Reiz durch eben diesen Mangel; die Ruhe in den Zügen war so sanft und lieblich, daß mein Auge mit immer gleichem Entzücken an diesem Gesichte hing, und sich nur wider Willen von demselben abwandte, so oft es der äußere Anstand erheischte.

Während ich meine Blicke an dieser jugendlichen Schönheit weidete, und Alles überhörte, was auf der Bühne vorging, werde ich plötzlich durch ein furchtbares Beifallstoben aus meinen Träumen geweckt. Das Gejohle galt dem „guerra, guerra“ des Oberpriesters. „Genau wie in Piemont“ dachte ich. Da dringt eine dichte Rauchsäule von der Bühne gegen den Schauplatz; das Beifallsgeschrei weicht dem grauenvolle Rufe „Feuer, Feuer.“ In einem Nu entleeren sich Logen, Gallerien, Parterre; in fieberhafter Hast strömt Alles dem Ausgange zu.

Ich richte mein besorgtes Augenmerk auf die Loge, deren Inhaberin mein Herz gefesselt, und gewahre, daß beide Damen sich in fruchtlosen Anstrengungen erschöpfen, die Thüre von Innen zu öffnen; das massenhafte Vorüberdrängen der in dem Logengange eng zusammengepferchten Menschen bildet einen solchen kompakten Widerstand

gegen die Thüre, daß selbst herkulische Kräfte sie nicht aus ihren Angeln zu bewegen vermocht hätten.

Unterdeß wird der Qualm immer dichter, die Verwirrung und Bestürzung erreicht den höchsten Grad. Rasch ist mein Entschluß gefaßt. Ich trete knapp an die Loge, bitte die Damen, sich mir anzuvertrauen, und hebe zuerst das Mädchen und hierauf ihre Begleiterin von der Brüstung in das Parterre herab. Die junge Dame war ohnmächtig geworden. Ich nehme die leichte Bürde in meine Arme, und, da wir uns glücklicherweise nahe am Ausgange befanden, so gelingt es mir, von der kräftigen Duenna unterstützt, mit unerhörter Anstrengung den Menschenknäuel zu durchbrechen und die Straße zu erreichen. Die kühle, frische Luft brachte das Mädchen bald wieder zur Besinnung, welches jetzt Worte warmen Dankes stammelte. Ein mittlerweile herbeigeeilter Diener der Damen rief nach dem Wagen; ich hob beide hinein.

„Ich bitte um Ihren Namen und Ihre Wohnung, lieber Herr," rief mir die Begleiterin der jungen Dame zu. Ich gab beides, und die Equipage rollte fort. Aus den Reden der Umstehenden ließ sich entnehmen, daß die Feuersgefahr nicht so groß gewesen, indem durch das Herabfallen einer Lampe blos eine Koulisse in Brand gerathen war, der alsbald gelöscht wurde.

In tiefes Sinnen über mein Abenteuer versenkt, erreiche ich meine Wohnung. Die angenehmsten Träume erfüllten meine Seele, und ließen mich ahnen, daß diese Begebenheit einen glückbringenden Umschwung in meinen Verhältnissen herbeiführen würde.

Ich irrte nicht.

Am nächsten Morgen trat ein ältlicher, sehr respektabel aussehender Herr in mein Zimmer, und reichte mir gerührt die Hand, indem er sprach: „Mein theurer Herr, Sie haben gestern meine Tochter aus einer großen Gefahr befreit, ja, ihr vielleicht das Leben gerettet. Ich bitte Sie, meinen herzlichsten Dank dafür anzunehmen. Ich wünsche aber, Ihnen nicht blos durch Worte, sondern durch Thaten meine lebenslängliche Dankbarkeit zu beweisen. Ich heiße Antonio Salvi, bin Advokat und wohlhabend. Ich würde höchst glücklich sein, Ihnen mit was immer dienen zu können."

Ich glaubte jetzt meinen heißesten Wunsch der Erfüllung nahe zu sehen, und dankte im Stillen meinem Genius, der mir einen Advokaten als Freund entgegenführte. Das wohlwollende, offene Wesen desselben flößte mir Muth ein, mich dem Vater des reizenden Mädchens ganz anzuvertrauen. Ruhig und zuweilen lächelnd hörte er meine Erzählung an. Nachdem ich geendet, sprach er:

„Ich preise mich glücklich, Etwas zur Erreichung Ihrer Wünsche beitragen zu können, und Sie Ihrer isolirten Stellung in der Welt zu entreißen. Ueberzeugt, daß Sie nach Ihren Studienzeugnissen die erforderliche Befähigung besitzen, gereicht es mir zur wahren Genugthuung, Ihnen die Stelle eines Sollizitators bei mir anzubieten. Wenn ein vorläufiger jährlicher Gehalt von zweitausend Lire und mein bescheidener Mittagstisch Ihnen genügen, so sind wir einig."

Mit frohem Danke nahm ich dieses großmüthige Anerbieten an, und trat als Sollizitator in die Kanzlei des reichen Advokaten Salvi.

Drittes Kapitel.

Charakter des Advokaten. — Politische Gespräche. — Mein Verhältniß zur Tochter des Hauses. — Bescheidene Liebe. — Außerordentliches Abenteuer. Erkennung verschiedener mystischer Personen. Der schreckliche Oheim taucht wieder auf. — Der Advokat gibt mir eine Wohnung in seinem Hause. — Die Gesellschafterin wirft ein Auge auf mich. — Heftige Leidenschaft. — Tragischer Ausgang. — Ich verlasse das Haus des Advokaten. — Abreise nach Rom.

Mein Gönner war ein streng rechtlicher Mann. Er besaß eine ausgebreitete Mannigfaltigkeit des Wissens, und ein Gedächtniß, das wegen seiner Treue und seines Umfanges überraschend war. Ernst in seinem Berufe, unterzog er sich demselben mit vollster Hingebung und trat bei Rechtsstreitigkeiten fast immer als Sieger aus dem Kampfe. Er war strenger Kritiker, und liebte es, sich über die politischen Zustände der Gegenwart in Sarkasmen zu ergehen. Als ein gewaltiger Anwalt von ererbten Rechten mußten ihm die mannigfaltigen geheimen Machinationen, sie zu untergraben, äußerst verhaßt sein. Doch lag unter der Oberfläche seines Charakters ein versteckter Ehrgeiz, und eine übergroße Liebe zu Glücksgütern tief verborgen, welche nur in außerordentlichen Fällen an's Tageslicht trat. Salvi stand in den Fünfzigern, war von mittlerer Größe und nicht übel gebaut. Er hatte dunkle, glänzende, durchdringende Augen, und eine hohe, gedankenreiche Stirne. Er war Wittwer und liebte seine Tochter auf das zärtlichste.

Bei Tische ausgenommen, sah ich die anmuthige Eveline nie, der bekannten italienischen Sitte gemäß, welche den Jungfrauen keinen geselligen Verkehr mit jungen Männern gestattet. Ich bekämpfte das mächtige Gefühl, welches sich in meinem Herzen für Eveline regte, aus allen Kräften, da ich praktischen Verstand genug besaß, um einzusehen, daß der leiseste Verdacht in dieser delikaten Beziehung mich aus dem eben betretenen Tempel der Zufriedenheit und des stillen Glückes wieder in die weite fremde Welt hinausstoßen würde.

Mein Gönner war mit meinen Arbeiten sehr zufrieden; er entdeckte bald meinen Hang zum Zeitungslesen, und fand Geschmack daran, in seinen Mußestunden mit mir zu politisiren. Wir erforschten die Begebenheiten der neuesten Zeit, und ergingen uns in Hypothesen über die Zukunft, wobei, wie es sich versteht, die italienischen Verhältnisse einen stehenden Artikel unserer Gespräche bildeten.

„So lange unsere Unruhestifter und Volksbeglücker nicht auf eine europäische Großmacht zählen können„ sagte Salvi einst zu mir, „werden sie keine offene Gewalt anwenden, um ihre dunklen Zwecke zu erreichen. Die Niederlagen der Jahre 1848 und 1849 haben sie gewitzigt. Ein böser Hund, der geschlagen wird, beißt nicht mehr; aber er fährt fort zu knurren. Gesellt sich ein tüchtiger Buldogg zu ihm, so wird er gleich wieder zu beißen beginnen. Glauben Sie mir, unsere politischen Rinaldini's hoffen noch immer auf den Mann an der Seine, welcher mit ihnen in früheren Jahren sympathisirt und den geheimen Gesellschaften furchtbare Schwüre geleistet hat.“

„Wie kann es,“ erwiderte ich, „den piemontesischen

Matador's und ihren Spießgesellen in den benachbarten italienischen Staaten jetzt einfallen, auf Frankreich zu rechnen. Haben Sie nicht, geehrtester Herr Principal, in den Zeitungen gelesen, wie absolut dort der große Mann regiert, wie er gegen die Presse verfährt, und jede Anonymität der Zeitungsschreiber aufgehoben ist, wodurch die Journalisten gleichsam wie Hasen aus dem Busche geklopft werden. Rechnen Sie dazu die ununterbrochenen zärtlichen Friedensbetheuerungen der offiziellen Organe, der Moniteur an der Spitze, und Sie werden mir zugestehen, daß unseren Wühlern dermalen die Lust vergehen wird, auf auswärtigen Beistand zu zählen."

„Sie haben einen Hauptfaktor außer Acht gelassen, junger Mann, die geheimen Vereine, mit welchen auch Ihre werthe Person bereits in unangenehme Konflikte gerathen ist. Diese Vereine sind auch in Paris thätig, und ihre Umtriebe könnten selbst in den höheren Staatsregionen einen Umschwung der Ansichten herbeiführen. Gewiß scheint es, daß die piemontesischen Staatsmänner und die Leiter jener dunklen Gesellschaften einander gegenseitig vortrefflich kennen. „Mazzini arbeitet, ohne vielleicht zu wollen, für mich," denkt Cavour, während Ersterer zu seinen Aposteln sagt: „Laßt unsere Diplomaten nur gewähren, stört sie ja nicht, zuletzt wird doch gerade durch sie die Republik fertig."

„Alle italienischen Fürsten" — fuhr Salvi fort, — „sind von verborgenen Wühlern umgeben, welche, Treue heuchelnd, ihnen zur Seite stehen, ihre Geheimnisse erspähen, ihre Absichten durchkreuzen, und die Ausführung ihrer Entschlüsse hindern. Auch unser hochverehrter Großherzog hat solche Leute um sich, und welchen Geist zu ver-

breiten es in Toskana gelungen ist, haben Sie unlängst in der Oper Norma erlebt. Hier in Livorno soll, wie ich höre, auch ein Centralkomité des jungen Italiens bestehen. Lassen Sie nur irgend ein politisches Ereigniß eintreten, wodurch ein europäischer Konflikt herbeigeführt würde, und Sie werden sehen, in welcher Weise Piemonts unvergleichliche Staatsmänner und liebenswürdige Wühler denselben für ihre Partikularinteressen ausbeuten, wie listig sie die geheimen Vereine zur Erreichung ihrer Plane benützen würden."

Unter solchen und ähnlichen Unterredungen führte mein Prinzipal mit mir zu öfterenmalen einen Ideenaustausch, welcher uns gegenseitig anzog.

Livorno gewährt mir, die Oper zuweilen ausgenommen, keine Zerstreuung in meinen freien Stunden. Es ist eben eine Handelsstadt. Außer den äußeren Erscheinungen kaufmännischer Geschäftigkeit besteht zwischen Handelsplätzen und Hauptstädten ein eigenthümlicher Unterschied. Dieser macht sich fühlbar durch das Nichtvorhandensein jedes Kunstsinnes, durch den Mangel an gefälligen Umgangsformen. Langeweile schleicht sich ein an Stelle geselliger Mittheilung, und Geldstolz verdrängt jede gebildete Unterhaltung. In den Gasthäusern drehte sich die Konversation zumeist um Handelsinteressen, oder es wurden hier und dort leise Gespräche geführt, deren Inhalt mir stets unheilverkündend erschien.

Unter diesen Verhältnissen würde der Verkehr mit Salvi die Leere ausgefüllt haben, welche ich in dem Abgang an geselligem Umgang empfunden hätte, wenn nicht mein ganzes Herz von der reizenden Eveline erfüllt gewesen wäre.

Ueber zwei Jahre verflossen unter Verhältnissen, welche ich immerhin zu den glücklichsten meines Daseins zählte. Eveline reifte in dieser Zeit zur aufgeblühten Rose heran. Mein Verhältniß zu ihr gestaltete sich nach und nach ganz eigenthümlich. Das vertrauliche Leben mit ihrem Vater, die wohlwollende Zuneigung, welche er zu mir gefaßt hatte und die mit der Länge der Zeit wuchs, gestatteten mir allmälig einen nähern Verkehr mit dem engelschönen Mädchen. Ich durfte nach Tische, während Salvi der Siesta pflegte, noch einige Zeit in ihrer Gesellschaft verweilen, wobei freilich ihre Duenna, die eigentlich den Rang einer Gouvernante während Evelinens ersten Mädchenjahren bekleidet hatte, stets zugegen war. Allein Signora Beltrami, eine rüstige Vierzigerin, mit kohlschwarzen, feurigen Augen und selbst noch Anspruch auf Jugend machend, bewies meiner Person warmes Interesse, und entfaltete so viele Liebenswürdigkeit gegen ihren „Retter," wie sie mich seit dem Begebniß im Schauspielhaus zu nennen beliebte, daß ihre Gegenwart eher eine gewisse, namenlose Scheu verbannte, welche mich sicherlich überfallen hätte, wäre ich mit Evelinen allein gelassen worden. An jenen Abenden, welche mein Gönner mit seiner Tochter in der Oper zubrachte, durfte ich seine Loge besuchen, wozu er mich freundlich ermunterte. Indessen war immerhin eine beständige Wachsamkeit nicht nur über meine Gefühle, sondern auch über meine Mienen geboten. Meinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß das herzliche, ruhige Wohlwollen, welches mir aus Evelinens Antlitz entgegenstrahlte, allmälig einem tieferen Gefühle wich, und in dieser Wahrnehmung lag meine höchste Seligkeit. Allein ich erwog wohl,

daß dieser freundschaftliche Umgang mit der Familie nur auf eine Weise Bestand haben konnte, dadurch nämlich, daß ich nie als Liebhaber auftrat. Die Studien, welche ich über den Charakter meines Gönners gemacht, verschafften mir die sichere Ueberzeugung, daß er, bei seinem hohen Ehrgeize und seiner außerordentlichen Liebe zum Reichthum, mich für einen Wahnsinnigen gehalten hätte, wäre ich, ein simpler Sollizitator, der von seiner Gnade existirt, als Bewerber um die Hand seiner Tochter aufgetreten. Ich unterdrückte daher den Sturm meiner Gefühle mit aller Kraft, und brachte im geselligen Verkehr mit Evelinen Ruhe auf meine Stirne und Sicherheit in meinen Blick. Es war zuletzt meiner Selbstbeherrschung gelungen, mich unbefangen in dieser gefährlichen Bahn zu bewegen.

Eines Morgens, als ich eben aus meiner Wohnung treten will, um meinen Berufsgeschäften in der Kanzlei des Advokaten nachzugehen, gewahre ich zwei Männer unter dem Hausthore, die Jemanden zu erwarten scheinen. Ich betrachte die Beiden näher — und meine Bestürzung ist grenzenlos; ich stehe dem „Werber" und dem Räuber aus der Lokanda gegenüber. Ehe noch meine Fassung wiederkehrt, zieht mich der Erstere bei Seite und flüsterte in mein Ohr:

„Signor, morgen zehn Uhr Nachts ist Sitzung in den Monti neri."

Bevor Beide forteilen, sagt der Andere in unterwürfigem Tone zu mir:

„Verzeiht, geehrter Signor, den unangenehmen Vorfall bei der Lokanda; ich kannte Euch ja nicht."

„Der verdammte Werber ladet mich zu einer Versamm-

lung Jungitaliens“ dachte ich, — wo man mir den Garaus machen würde.“

Das Mißverständniß, welches mir früher zum Nutzen gereicht hatte, setzte mich jetzt in eine höchst gefahrvolle Lage. Ich überlegte, was zu thun sei. Ging ich nicht hin, so stack mir vermuthlich bei der ersten besten Gelegenheit der Dolch des enttäuschten Werbers oder des Barometermacher-Handlangers in der Kehle; erschien ich in der Versammlung, so war ich als Fremdling erkannt und verloren. Der mir innewohnende, unwiderstehliche Drang nach dem Geheimnißvollen und Außerordentlichen gab mir den Gedanken, einen Mittelweg zu wählen, wobei meine Neugier vielleicht befriedigt werden konnte. Ich beschloß, mich zur bezeichneten Stunde nach den Monti neri zu begeben und dort verborgen die Geheimen zu beobachten.

Die Monti neri sind über einander gethürmte Berggruppen, welche sich unfern Livornos gegen die Küste herabsenken. Ihre unteren Abhänge sind mit Olivenbäumen und Weingärten bedeckt, aus denen zerstreute Villen und kleine Landhäuser hervorragen und dadurch dem Ganzen einen reizenden Anblick geben. Der obere Theil dieser Berge ist aber ganz kahl, zerklüftet und jeder Kultur entblößt.

Der Werber hatte vorausgesetzt, daß mir der Ort der Zusammenkunft bekannt sein müsse. Da dieß aber natürlich nicht der Fall war, so verließ ich die Stadt schon bei einbrechender Dunkelheit, und legte mich in der Nähe des nach den Bergen führenden Weges, zwischen Hecken und Weingeländen verborgen, auf die Lauer.

Die Schatten der Nacht hatten sich auf die Gegend

herabgesenkt, schwarze Wolken zogen am Himmel vorüber, die funkelnden Sterne verschleierten ihr Licht, der freundliche Mond hatte es unterlassen, seine Laterne herauszuhängen. Allmälig ließ sich ein dumpfes Brausen vernehmen, das Firmament wurde immer düsterer, der Regen begann in Strömen zu gießen und ein wüthender Orkan peitschte das Meer, schüttelte die Bäume, brach Stämme und Aeste. Da kamen zwei Gestalten in Mänteln und Kapuzen heran. Ich hörte einen derselben sagen:

„Und bist Du auch gewiß, daß der Werber einen Eingeweihten bestellt hat?"

Das Getöse des Orkans ließ mich die Antwort des Angeredeten nicht verstehen. Ich hüllte mich fest in meinen Mantel, verwahrte meine zwei scharfgeladenen Pistolen gegen die Nässe und stützte mich auf den Stockdegen. Nacht, Regen und Sturm begünstigten mein Vorhaben. Ich folgte etwas abseits des Weges den Männern. Wir erreichten den Abhang der Berge. Plötzlich verliere ich den dunklen Schein der Gestalten; sie sind verschwunden. Dichte Finsterniß umgibt mich; ich bin allein, aber ich höre ein Geräusch, welches dem des Oeffnens und Schließens eines Thores ähnlich ist. Mit einem Male stoße ich an eine Mauer. Tastend und immer höher steigend gehe ich um dieselbe herum, und finde, daß dieselbe sich einem im Hintergrunde stehenden Hause anschließt, welches nur ein Erdgeschoß hat. Diese kleine Villa lehnte sich rückwärts so knapp an den an dieser Stelle fast senkrecht abstürzenden Berg, daß das Dach derselben beinahe in gleicher Höhe mit einem Felsenvorsprunge war, der es fast berührte.

Ich bestieg, auf allen Vieren kletternd, die dominirende

Höhe hinter dem Hause, und sah bei dem Schimmer von Laternen, welche in dem Vorhofe der Villa sich ab und zu bewegten, daß in kürzern oder längern Zwischenpausen ankommende Männergestalten durch das in der Mauer angebrachte Thor eingelassen wurden.

Unterdessen heulte der Orkan ohne Unterbrechung fort. Ein Getöse wie von einem fallenden Körper dringt vom Dache des Hauses an mein Ohr; ich rutsche von dem Felsenvorsprung auf dasselbe, und überzeuge mich, daß der rasende Sturmwind den Laden einer Dachlucke aus den Angeln gehoben und heruntergeschleudert hat. Rasch schlüpfe ich durch die offene Lucke und gelange auf den bretternen Boden des Hauses. Mit äußerster Behutsamkeit nähere ich mich leise einer quadratförmigen Lichtspalte, welche aus der ägyptischen Finsterniß von einer Ecke des Bodens her mir entgegenglitzert, und entdecke eine Fallthür, welche jedoch nur von unten geöffnet werden kann. Sachte lege ich mich auf den Leib, und gewahre durch die Fugen der Fallthür in der Ecke eines geräumigen Gemachs eine doppelte Leiter. Diese Vorrichtung hatte offenbar den Zweck, das Entkommen der Verschwörer über den Dachboden in die Klüfte der Monti neri im Falle einer Verfolgung zu ermöglichen.

Im Kamin des Gemachs prasselte ein mächtiges Feuer. Ein Dutzend Männer umstanden dasselbe, und wärmten ihre von Sturm und Regen steif gewordenen Glieder. Ein bitteres Gefühl des Neides überkam mich beim Anblicke dieser behaglichen Beschäftigung, während Nässe und Frost meinen Körper durchschüttelten. Da öffnet sich unten die Thür des Gemaches. Wer beschreibt mein Entsetzen! Der schreck-

liche Oheim tritt ein. Er kam, seinem Anzug und Benehmen nach, nicht aus der Ferne, sondern schien vielmehr als Herr vom Hause die unheimlichen Gäste erwartet zu haben.

Sich zu einem der Männer wendend, sagt mein patagonischer Oheim:

„Meister aller hohen Lichter, der Fremdling, welchen der Werber für einen der Unsern hielt und deßhalb hierher lud, ist nicht erschienen. Ich würde diesen unvorsichtigen Schwätzer auf der Stelle kalt machen, hätte ich ihn nicht heute früh auf Deinen Befehl nach Bologna senden müssen. Uebrigens habe ich seinen Handlanger, den Barometermacher im Hause, der den Fremdling kennt, und ihn unschädlich machen wird. Brüder, wenn es Euch gefällig ist, so tretet in das Nebenzimmer, wo Speise und Trank zu Eurer Stärkung harret."

„Geduldet Euch noch," erwiderte der Angeredete, „was den Werber betrifft, so habe ich schon auf dem Wege hieher gegen meinen Turiner Freund geäußert, daß irgend ein Mißverständniß ihn irre geleitet haben dürfte; doch das ist Nebensache und durch rasche Beseitigung des Fremdlings leicht wieder gut zu machen. Diese vermag, sollte ihn der Handlanger verfehlen, nur der Werber zu vollbringen, da des Fremdlings Gesicht sonst Niemanden von Euch bekannt ist. Er muß daher avisirt und unseres eigenen Vortheils wegen geschont bleiben. Doch nun zu dem hohen Zwecke unserer Versammlung. Nüchtern muß dieses wichtige Geschäft zuerst abgemacht werden, dann wollen wir uns erquicken."

Hierauf ließ sich der Sprecher auf einen etwas erhöhten

Stuhl nieder; die Uebrigen nahmen im Halbkreise um ihn ihre Plätze ein. Der Chef der Versammlung begann nun sich von einem jeden Gliede derselben Bericht über den Zustand der Dinge in seiner Provinz abstatten zu lassen, wie viele Specialausschüsse und Divisionen vorhanden seien, wie viele Sektionen jede enthalte.

Darauf gings an die Musterung der Personalien. Die Kapitäne wurden gezählt, die von den verschiedenen hohen Lichtern verfaßten Biographien Aller gelesen. Abkunft, Vaterland, Eltern, Verwandte, Familienverbindungen, Reichthum, Talent, Charakter, Tugenden und Laster wurden angegeben; es wurde besonders geschildert, ob sie verschmitzt, thätig, kaltblütig, kühn und klug, vorsichtig bei dem Scheine der Indolenz, heimtückisch bei offenem Aeußeren, und in jedem Fall entschlossen seien, für das Wohl des Bundes Eltern, Freunde, Hab und Gut, ja, sich selbst zu opfern. Hierauf wurden die Geldmittel der Gesellschaft erwogen, und Inventare der bereits vertheilten Waffen vorgewiesen. Sicilien versorgte sich aus Malta, Calabrien von den jonischen Inseln, Toskana bezog durch französische Dampfer seine Waffen über Livorno, Piemont aus England über Genua, die Lombardei aus dem Kanton Tessin. Mehrere Depots seien in den Marken, in der Romagna, in ganz Mittelitalien verborgen, und würden zur rechten Stunde an das Tageslicht kommen.

Dann sprach man von den Journalisten und Redakteuren. Man bestimmte gewisse hochtrabende Namen, mit denen die Journale zu taufen seien; man kam überein, daß die Buchdrucker und Buchhändler ein doppeltes Ziel verfolgen müßten: erstens nie gute Bücher zu drucken,

besonders keine gegen die Geheimbündler und gegen die Anarchie, so daß wo möglich kein Schriftsteller, der solche Bücher verfasse, einen Verleger finde. Die zweite Aufgabe sei, die Werke der „Patrioten“ emsig zu drucken, schnell bekannt zu machen und zu verkaufen, auf alle mögliche Weise zu verbreiten, und sie in wohlfeilem Taschenformat unter das Volk zu bringen.

Endlich ging die Versammlung auf die Proskriptionen über. Jeder Abgesandte hatte seine lange Liste. Die Einen sollten meuchlings durch Gift, Dolch oder Pulver und Blei bei Seite geschafft, Andere durch Prozesse um ihr Vermögen gebracht werden. Die Einen müßten durch Verleumdung bei Hof, in der Armee oder in der Beamtenschaft unmöglich gemacht und bei Seite geschoben, die Andern durch Kabalen am verdienten Avancement gehindert werden, um sie unzufrieden zu machen.

Zuletzt erhob sich der Chef der Versammlung und sprach Folgendes:

„Meine Brüder!

„Ich habe mich den Armen meines politischen, zärtlichen Freundes in London entrissen, um Euch äußerst wichtige Dinge mitzutheilen. Die orientalische Frage naht ihrer Lösung durch das Schwert. Um Rußlands Absichten auf das herrliche Byzanz Schranken zu setzen, haben die Mächte des Westens, England und Frankreich, ihre Flotten in das schwarze Meer gesendet und dem Czaren den Krieg erklärt. Nun vernehmt den Meisterstreich unseres diplomatischen Gönners in Turin. Ein piemontesisches Auxiliarkorps geht zu Schiffe, landet unerwartet in der Krim, ladet sich bei den Franzosen à la fortune du

pot ein, und wird den Russen den Garaus machen. Wie wird der übermüthige Czar erschrecken, wenn die von unserm unvergleichlichen Staatsmanne ausgesendeten Truppen, nach dessen trefflicher Taktik, ohne Kriegserklärung, wie sich von selbst versteht, über die russische Armee herfallen werden! Welchen Enthusiasmus wird dieser Argonautenzug unter unseren Verbündeten erregen. Muß sich da der große Diplomat an der Seine nicht endlich unser erbarmen? Das uns so verhaßte Oesterreich hat zwar auch seine Armeen ausmarschiren lassen, um Rußlands etwaigen Uebergriffen einen Damm entgegen zu setzen, aber es will nicht seinem alten Bundesgenossen den Rückzug aus den Donauländern abschneiden. Es führt keinen Krieg gegen Rußland; es deckt nur seine eigenen Gränzen und bildet eine Scheidewand zwischen unsern Verbündeten und den Russen.

„Das wird den Mann an der Seine gewaltig ärgern, während unser Heereszug à la Xerxes und à la Rinaldini zugleich, ihn unendlich rühren muß. Haben wir diesen Mann einmal auf unserer Seite, dann ist unsere heilige Sache des Ausgangs sicher. Gebt Acht! Der Gewaltige in Paris wird unser und Viktor Emanuels Bundesgenosse gegen Oesterreich und gegen die andern italienischen Fürsten; die Expedition in der Krim wird dem sardinischen Staate freilich ein schönes Geld kosten; aber das thut nichts; vielleicht macht eine reiche Heirath Alles wieder gut. Sollte, wider alles Vermuthen, der Abkömmling des großen Korsen uns dennoch im Stich lassen, so wird ihn unsere furchtbare Vehme erreichen, und Rache an dem Abtrünnigen nehmen.“

An der Stimme des Sprechers hatte ich den Mann

mit der rothen Perrücke aus Genua und den schwarzhaarigen Reisegefährten von Cassano in ein und derselben Person zuverlässig erkannt. Es war Mazzini.

Nach dieser Rede wurden zwischen den einzelnen Mitgliedern leise Gespräche geführt, bis die Gesellschaft das Gemach verließ, um sich zur Mahlzeit zu begeben. Der Onkel blieb noch im Zimmer und rief dem Handlanger, um ihm einen Auftrag zu ertheilen.

Ich richtete mich aus meiner liegenden Positur empor, um mich still auf dem nämlichen Wege zu entfernen, den ich gekommen war. Aber der furchtbare Oheim wird durch das kleine Geräusch, welches dadurch unwillkührlich entsteht, stutzig gemacht. Er läßt den Handlanger die Leiter ansetzen, um zur Fallthüre zu gelangen. Pochenden Herzens eile ich über den Boden, schlüpfe durch die Dachlucke, und gewinne den Felsenvorsprung. Allein das durch meine fliehenden Tritte verursachte Gepolter auf dem Boden gibt den Beiden die Gewißheit, daß ein Horcher in der Nähe ist. Mit rasender Geschwindigkeit stürzen sie nach Oeffnung der Fallthür mir nach. Noch immer hüllt tiefe Finsterniß die Gegend ein, der Sturm hat nicht aufgehört; aber der Schall meiner fliehenden Tritte leitet die Verfolger auf meine Spur; immer tiefer dringe ich in keuchender Hast durch die Klüfte der Berge, — da fühle ich plötzlich den vorderen meiner Feinde ganz knapp hinter mir. Wie ein gehetzter Eber, der nicht mehr entrinnen kann, wende ich mich rasch um, und renne ihm meinen Stockdegen mitten durch den Leib. Er stürzt leblos zu Boden. Es war der Handlanger.

Aber schon ist ihm der schreckliche Oheim auf dem Fuße

gefolgt. Kaum bleibt so viel Zeit, die Degenklinge aus dem Körper des Gefallenen herauszuziehen.

„Oheim", rufe ich, „es ist Ihr Neffe, den Sie tödten wollen; schonen Sie mein Leben!"

„Ah, Du bist es, verrätherischer Bube, heute hast Du zum letzten Male mich belauscht."

Mit diesen Worten schwingt der Riese seinen breiten Dolch.

Mir blieb keine Wahl; ich oder er.

Blitzschnell fährt mein langer Degen in seine durch das Erheben des Dolches bloß gegebene Brust, — aber o Täuschung, meine Klinge trifft auf etwas Hartes, und bricht durch die wüthende Kraft des Stoßes in der Mitte entzwei.

„Ha, ha", grinst mit teuflischem Gelächter der Oheim, „wenn ich Verschworene empfange, treffe ich meine Maßregeln."

Meine Waffe war auf ein Panzerhemd gestoßen.

„Jetzt fahre zur Hölle, Verfluchter", brüllt der Entsetzliche, indem er mit seiner Linken mich bei den Haaren ergreift, und die Rechte zum Todesstoß ausholt.

Die Pistole während dieser fünf Worte aus meinem Gürtel ziehen, und sie mitten auf die Stirne des Kolosses losdrücken, war das Werk eines Augenblicks. Mit zerschmettertem Schädel brach der Riese zusammen.

Ich setzte durch die Berge meine Flucht rastlos weiter fort, wobei ich die Vorsicht gebrauchte, meine Richtung öfters zu wechseln, um etwaige Verfolgungen von Seite der Verschwörer irre zu leiten. Es schien mir zu gefahrvoll, auf der Landseite nach Livorno zurückzukehren. Ich

nahm daher mit Tagesanbruch meine Direktion in einem weiten Bogen gegen die Küste, traf glücklicher Weise auf ein Fischerboot, und lief mit demselben wohlbehalten in den Hafen der Stadt ein.

Ich erzählte meinem Prinzipal das furchtbare Ereigniß der vergangenen Nacht. Salvi sagte:

„Ich wußte ja, daß hier ein Centralkomité sein Unwesen treibt. Ihr Leben, mein Freund, ist von heute an in Ihrer Wohnung jeden Augenblick bedroht. Sie müssen noch heute in mein Haus ziehen, und dürfen sich auf lange Zeit nicht aus demselben wagen. Kommen Sie, ich will Ihnen sogleich Ihr Zimmer zeigen."

Mit diesen Worten führte mich der Rechtsgelehrte nach dem rückwärtigen Erdgeschoß, auf dessen rechter Seite Signora Beltrami wohnte, während ich zur Linken eine Wohnung angewiesen erhielt. In der Mitte lief ein Gang, welcher mit einer Thür endete, von der man einige Stufen in den mit hohen Mauern umgebenen Garten hinabstieg.

Gerührten Herzens dankte ich meinem gütigen Prinzpal für seine liebevolle Sorge. Mein Leben war jetzt außer Gefahr, aber um die Ruhe meines Herzens war es geschehen. Ein und dasselbe Dach schloß mich mit meiner Angebeteten ein. Ich sah Evelinen nicht nur bei Tische, sondern auch Morgens und Abends im Garten; unsere Blicke wurden die Dolmetscher unserer Empfindungen, die Flamme meiner Leidenschaft nahm an Intensität in dem Maße zu, als sie durch unser tägliches Beisammensein fortwährend Nahrung erhielt.

Gleichzeitig machte ich eine Entdeckung, welche zur Verwicklung der Situation nicht wenig beitrug. Madame

Beltrami, die ehrbare, kräftige Vierzigerin und darüber, hatte ein Auge auf mich geworfen. Was mir anfangs als Ausdruck dankbarer, wohlwollender Gesinnungen erschien, reifte nach und nach bei der betagten Wittwe zu unzweideutigen Kundgebungen von Gefühlen heran, die mich in große Verlegenheit setzten. Fast täglich lud mich die überzeitige Dame unter irgend einem Vorwande auf ihr Zimmer; bald war es eine Schrift, welche ich für sie verfassen sollte, bald irgend ein Rath, den sie sich von mir erbat. Dabei schweifte die Unterredung stets weit von dem vorgeblichen Gegenstande ab, und wurde von der würdigen Dame mit geschickter Zungenfertigkeit jedesmal in das Reich Amors und Hymens versetzt. Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß viele Menschen gerade demjenigen mit der größten Leidenschaft nachhängen, was sie lieber bei Seite lassen sollten. So sind schlechte Schützen oft passionirte Jäger, wohlbeleibte Glatzköpfe unerschrockene Tänzer; Leute, die das Pulver nicht erfunden, trachten Mitglieder gelehrter Gesellschaften zu werden; kleine Mäkler wollen für Bankiers gelten; sechzigjährige Junggesellen heirathen achtzehnjährige Mädchen, und alternde Wittwen zünden gern Hymens Fackel mit einem schmucken Jüngling an.

Eines Tages, als ich wieder unter einem flachen Vorwande zu der respektablen Dame gerufen ward, lenkte Signora Beltrami das Gespräch auf meine Zukunft. Sie ergoß sich in glühenden Schilderungen über das Glück der Ehe, erwähnte nebenbei ihrer Ersparnisse, wurde schmachtend, und löste sich dergestalt in liebende Sehnsucht auf, daß mir ganz übel wurde. Bis in meine letzten Verschanzungen gedrängt, beschloß ich mich um jeden Preis

dieser fatalen Lage zu entreißen. Ich griff in meiner Desperation zur Lüge, und flocht im Gespräche das Geständniß ein, daß ein deutsches Mädchen in Wien mein Herz gefesselt halte, und daß bisher nur der Verlust meines Vermögens mich von der Erfüllung des ihr gelobten Ehebündnisses abgehalten habe, welches ich, sobald ich selbstständig sei, sicher vollziehen würde.

Signora Beltrami warf mir einen jener unbeschreiblichen Blicke zu, die man nie vergißt. Mißtrauen und keimender Haß sprachen aus den stechenden Augen, aus dem spöttischen Zucken der Mundwinkel. Ich empfahl mich verwirrt.

Verschmähte Liebe hat scharfe Augen. Die schlaue, argwöhnische Donna schlug nach Tische Evelinen und mir einen kleinen Spaziergang im Garten vor. Plötzlich hielt Madame Beltrami im Gehen inne, und sagt, Salvi's Tochter scharf fixirend:

„Wissen Sie schon, liebe Eveline, daß unser Freund in Wien eine Verlobte hat?“

Todtenblässe überzieht die Wangen meiner Angebeteten; überwältigt von dem schmerzlichen Eindruck dieser Kunde vermag sie bloß zu stammeln:

„Das habe ich nicht gewußt, ich wünsche Ihnen alles erdenkliche Glück.“

Signora Beltrami wußte jetzt, was sie dunkel geahnt; ich war ihrer Rache preisgegeben. Die Unterredung blieb von nun an kalt, einsilbig; ich fand, Geschäfte vorschützend, bald einen Vorwand, die Damen zu verlassen.

Ein Strom widerstrebender Gefühle durchtobte mein Inneres. Ich sah mich von Evelinen geliebt und verachtet

zugleich; das Letztere konnte ich nicht ertragen, ich mußte mich rechtfertigen, geschehe was da wolle. Aber wie meinen Vorsatz ausführen? Einige Tage vergingen unter unnennbaren Seelenleiden. Außer bei der Mittagsmahlzeit, wo Eveline nur das Nothwendigste sprach, und jeden meiner Blicke ängstlich vermied, traf ich die Geliebte seit der letzten Gartenpromenade nirgends mehr. Ich nahm meine Zuflucht zur brieflichen Mittheilung. Ich gestand Evelinen, daß ich sie seit jenem Ereigniß im Theater geliebt, daß ich meiner Leidenschaft nie Worte zu geben gewagt hätte, wenn mich nicht die leider nur zu gut gelungene Kabale der Donna Beltrami zwänge, meine Rechtfertigung zu erstreben. Ich berührte so zart als möglich die Zudringlichkeiten der betagten Donna und schwur schließlich Evelinen ewige Liebe und Treue. Da meine Angebetete gewöhnlich die Erste in den Gartensalon kam, um ihren Vater zur Mahlzeit zu erwarten, so trat ich einige Minuten früher, ehe Eveline zu erscheinen pflegte, ein. Es war noch Niemand da. Mit bangem Herzklopfen harrte ich des geliebten Mädchens. Bald vernahm ich ihre leichten Tritte. Als sie mich allein erblickt, macht sie einen Versuch, rasch umzukehren; allein darauf war ich vorbereitet. Mit Blitzesschnelle stürze ich der Geliebten nach, und drücke ihr den Brief mit den Worten in die anfangs widerstrebende Hand:

„Ich bin schuldlos. Ich beschwöre Sie, diesen Brief zu lesen.“

Sie nahm ihn und eilte fort.

Signora Beltrami erschien, mit kaltem Lächeln meinen Gruß erwidernd, Salvi trat ein, — noch immer fehlte

Eveline. Endlich kam das holde Mädchen, die Wangen hochgeröthet, die Augen strahlend von überirdischen Glanz. Sie hatte den Brief gelesen. —

Ein unbeschreiblich wohlthuendes seliges Gefühl durchströmte mein Innerstes. Trunken vor Entzücken tauchte ich mein Antlitz in das der Geliebten, — wir hatten uns verstanden. — Aber auch der eifersüchtigen Signora entging die plötzliche Veränderung, welche mit uns vorgegangen war, nicht. Während ihre Opfer, unbekümmert um Alles, was in der Außenwelt geschah, nur Freude und Lust athmeten, spann die Spinne ihr Netz, die Arglosen zu fangen.

Binnen zwei Tagen fiel Evelinens Geburtstag. Die Familie besuchte am Vorabende desselben die Oper, der ich, von Salvi gewarnt, entsagte, um mich meinen geheimen Verfolgern nicht zu zeigen. Nachher sollte im Gartensalon ein fröhliches Abendessen stattfinden. Aus der Oper zurückgekehrt, schützte Madame Beltrami Unwohlsein vor und erschien nicht beim nächtlichen Familienschmause. Ein unheimliches Gefühl beschlich mich bei dieser Nachricht, welche mir Eveline mittheilte. Ich ahnte nichts Gutes. Dieses, wie es mir schien, berechnete Zurückbleiben der Donna begann mich nach und nach in stets zunehmende Unruhe zu versetzen, so daß meine Verstimmung selbst dem Vater auffiel. Er kam auf seine Geschäfte zu sprechen.

„Sehen Sie, mein Lieber,“ sagte Salvi, „Sie scheinen heute nicht bei heiterer Laune zu sein, und mir geht es ebenfalls so. Der Vertreter einer Gegenpartei hat sich ein Dokument meines Klienten zu verschaffen gewußt, dessen Abgang den Verlust des Processes für Letzteren zur Folge

haben kann. Briefe und Schriften, an deren Inhalt etwas gelegen ist, muß man sehr vorsichtig verwahren."

Ein Stachel fuhr mir bei diesen Worten durchs Herz; ich warf einen verstohlenen Blick auf Evelinen, und glaubte auch in ihrem Antlitz eine gewisse Unruhe zu lesen. „Eveline," dachte ich, „hat meinen Brief gewiß weder vernichtet, noch sicher verborgen; ihr Erblassen bei den Bemerkungen des Vaters, welche zufällig unsere Situation so scharf abspiegelten, beweist, daß sie von Donna Beltrami Böses befürchtet." Salvi hob endlich die Tafel auf. Wir trennten uns. Ich hatte eine schlaflose Nacht.

Schon am frühen Morgen zur außergewöhnlichen Stunde ließ mich Salvi auf sein Zimmer rufen. Er hielt einen Brief in der Hand. Ich gab mich verloren. Madame Beltrami hatte wirklich gestern während des Soupers Visitation in Evelinens Gemach gehalten und gefunden, was sie gesucht.

„Mein Herr," hob er mit strengem, aber ruhigem Ernste an, „Sie haben ein Liebesverständniß mit meiner Tochter angeknüpft. Ohne Ihnen weiter Vorwürfe über Ihr unsinniges Betragen und über Ihren Undank gegen einen väterlichen Freund zu machen, erkläre ich Ihnen bloß, daß wir von jetzt an geschiedene Leute sind. Wir müssen uns trennen. Meinerseits habe ich nicht vergessen, daß ich Ihnen Dank für eine ritterliche That schulde. Sie stehen allein und verlassen in der Welt, verfolgt von geheimen Feinden. Gehen Sie nach Rom. Ich werde Ihnen ein Empfehlungsschreiben an Jemanden mitgeben, der keine Tochter hat. Es ist dieß mein hoher Gönner, der Kardinal Staatssekretär. Sie sind ein begabter junger

Mann, bekannt mit dem dunklen Treiben unserer geheimen Gesellschaften, und nicht unerfahren in den Ränken der europäischen Diplomatie. Ich bin überzeugt, daß Sie im Staatssekretariat nützliche Dienste leisten würden. Leben Sie wohl; kein Wort weiter über das Geschehene. In zwei Stunden können Sie abreisen."

Vernichtet, ohne eine Silbe zu erwidern, kehre ich in mein Zimmer zurück. Bald darauf sandte mir Salvi den Empfehlungsbrief und meinen Gehalt für das laufende Jahr. Ich sah weder ihn noch Eveline wieder. Zwei Stunden später war ich auf dem Wege nach Rom.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Rom. — Ein Volksauflauf. — Der Werber erscheint wieder. — Der Minister und meine bescheidene Anstellung. — Signor Lento. — Dessen kalmirende Rede an die Aufständischen. — Die wichtigen geheimen Arbeiten des Signor Lento. — Eine neue Bekanntschaft. — Im Atelier der Maler. — Italiens Zukunft. — Andenken von Eveline. — Lento wird pensionirt und ich erhalte seine Stelle. — Mein neuer Freund führt mich in eine wühlerische Versammlung. — Die Pariser Konferenzen. — Politischer Krawall. — Mißlungenes Attentat des Werbers. — Die Nichtintervention. — Ich werde zur römischen Gesandtschaft nach Neapel geschickt.

Die Campagna um Rom ist eine große, weite Oede. Man denke sich so etwas wie die Zerstörung von Tyrus und Babylon, wovon die Bibel redet; ein Schweigen und eine Einsamkeit, so unermeßlich als der Lärm der Menschen, die sich meist auf diesem Boden drängten. Keine Vögel, keine Ackerleute, kein Heerdengebrüll, keine Dörfer. Nur wenige Pachthöfe zeigten sich mir auf den nakten Gefilden; Fenster und Thüren waren verschlossen; es kam kein Rauch heraus, kein Geräusch, kein Bewohner. So mußte die Pflugschaar des Cincinnatus oder der letzte römische Pflug die Gegend zurückgelassen haben. Mitten in diesem verwilderten Boden bot sich meinen Augen der große Schatten der ewigen Stadt dar. Der Wagen rollte durch einsame Weingärten, an alten Hütten, verlassenen

Klöstern, verfallenen Kirchen vorüber; — ich war in der Metropole, ohne es gewahr zu werden.

Ich stieg in dem Gasthofe zu den vier Nationen ab, und beschloß, am folgenden Tage mit dem Empfehlungsschreiben Salvi's mich zum Staatssekretär zu begeben. Als ich aus dem Hôtel trete, höre ich einen gewaltigen Lärm auf der Straße. Ueber zweihundert zerlumpte Kerle standen in einem dichten Knäuel beisammen, und mit Bestürzung entdecke ich in ihrer Mitte den „Werber," welcher brüllt:

„Edle Römer! Heute um zwölf Uhr Mittags erwarte ich Euch auf der Piazza del Popolo. Ich führe Euch dann auf den Platz vor der Cancelleria. In Rom redet jeder Stein, warum sollten wir nicht sprechen. Deßhalb schreit dann vor der Cancelleria aus vollen Kehlen und fordert die unvergleichliche piemontesische Konstitution, die hoffentlich später zur Republik führen wird. Jeder bekommt heute zwanzig Bajocchi!"

Ich wich dem Gedränge, in eine Straße einbiegend, aus, da mir besonders daran gelegen war, von dem „Werber" nicht gesehen zu werden. Meine Schritte zur Eile beflügelnd, erreiche ich die Cancelleria, weise dem Pförtner das Schreiben an Seine Eminenz, und erlange Eintritt. „Du kannst," sagte ich zu mir, „dich gleich persönlich durch Mittheilung des eben Vorgefallenen dem Minister günstig empfehlen." Ich mußte eine geraume Zeit im Vorzimmer harren, bis mir ein Diener einzutreten winkte. Der hohe Würdenträger, ein freundlicher, lebhafter Herr, saß vor einem ungeheuren Schreibtische, und blätterte in einer Masse von Schriften. Ich machte eine tiefe Verbeugung bis zur Erde, und überreichte den Brief.

„Erlaubt mein Bester," sagte der Staatssekretär, indem er das Schreiben erbrach und sogleich las. „Ihr wünscht hier angestellt zu werden, und seid warm empfohlen. Nun wir wollen sehen. Einstweilen werde ich Euch bei einem meiner Sekretäre zum Abschreiben verwenden, bis wir uns näher kennen. Man fängt stets klein an."

Ich dankte ehrerbietigst für diese Gnade und berichtete über das Vorhaben der Meuterer. Lächelnd antwortete der Minister:

„Das sind wir schon seit Jahren gewohnt; bleibt nur gleich hier, damit Ihr seht, was man bei derlei Gelegenheiten thut."

Er zog eine Klingelschnur. Ein Diener erschien.

„Den Sekretär Lento."

Der Diener verschwand. Ein starkbeleibter Herr, mittlerer Statur, in den Dreißigen, bereits kahlköpfig, mit etwas schläfrigem matten Blick, im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, eine Schreibfeder hinter jedem Ohre, trat alsbald ein.

„Signor Lento," sagte der Minister, „ich gebe Euch diesen jungen Mann zur Beihilfe als Schreiber. Er wird mir als sehr fähig geschildert. Ich hoffe, Ihr werdet dadurch in den Stand gesetzt sein, Euere Arbeiten mehr zu beschleunigen, als bisher."

Sich hierauf gegen mich wendend, sprach der Minister: „Ihr bekommt vorläufig einen Monatsgehalt von fünfzehn Scudi ausgezahlt."

Ich verneigte mich dankend.

In diesem Momente ließ sich vom Platze her ein verworrenes Getöse von Stimmen hören.

Lächelnd sagte der Minister:

„Aha, sie kommen schon. Nun Signor Lento, haranguirt das Volk durch eine kalmirende Rede."

Der Sekretär ward etwas bleich, wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, und trat auf den Altan heraus. Ein Höllenlärm empfing ihn. Lento stoßt sich, erhebt die Hand, und winkt Ruhe. Der Menschenhaufe schweigt und blickt erwartungsvoll in die Höhe. Jetzt beginnt der Sekretär:

„Edles, hochherziges Römervolk! Euer gerechter Wunsch ist unser Gesetz. Rom ist ungeheuer stolz auf Euch. Allein, heldenmüthige Römer, Ihr seid zu ungestüm. Während hier oben in der Versammlung über die Mittel berathen wird, Euch glücklich zu machen, und auch unsere Beschützer in rothen Beinkleidern ein Wörtchen mit darein reden, wollt Ihr für elende zwanzig Bajocchi Euch zu unbesonnenen, eines Römers unwürdigen Handlungen hinreißen lassen. Traut, o Römer, den „Werbern" nicht. Das Geld, welches sie Euch geben, ist mit Schande befleckt. Ihr sollt aufhören, Römer zu sein, um Piemontesen zu werden, deren hinterlistige Staatsmänner Euch dann die für ihre hinterlistigen Zwecke ausgegebenen Summen mit Wucher wieder abnehmen werden. Darum kehrt zur Besinnung zurück. Nochmals: Rom ist stolz auf Euch."

Mit diesen Worten macht der Redner auf dem Altan eine Verbeugung gegen das Volk, dreht sich rasch um, und macht eine zweite, tiefere dem Minister. Unter wieherndem Gelächter verliert sich die Menge.

„Ihr habt zwar einiges dummes Zeugs geredet, besonders im Anfange," sagte der Minister zu dem schweiß-

triefenden Sekretär; „aber im Ganzen bin ich zufrieden. Wenn die Menschen lachen, so führen sie nichts Böses im Schilde."

Wir wurden hierauf gnädig entlassen.

Mein neuer Chef war ein Original besonderer Gattung. Ich durfte nie sein Arbeitszimmer betreten, ohne vorher dreimal anzuklopfen und zu warten, bis „herein" gerufen wurde. In seinen Geschäften war er äußerst langsam und schwerfällig. Zuweilen erlaubte ich mir beim Kopiren seiner unkorrekten Aufsätze mehrere Abänderungen im Interesse der Klarheit und des richtigen Ideenganges. Zu meiner Verwunderung that Lento, als ob er es nicht bemerke. Je kühner und freier ich allmälig beim Kopiren von den mangelhaften Originalien abwich, desto sorgloser arbeitete mein Chef die ihm aufgetragenen Elaborate aus, so daß ich zuletzt alle Mühe anwenden mußte, um gesunden Menschenverstand in das Gekritzel zu bringen, welches er mir zum abschreiben gab. Lento wurde zusehends fauler, stellte sich aber, als hätte er erstaunlich viel zu arbeiten. Eines Tages sagte er mir:

„Sie glauben gar nicht, welche Masse von Geschäften auf mir lastet. Dasjenige, was Sie kopiren, ist das Geringste, Unwesentlichste; es lohnt sich gar nicht der Mühe, große Sorgfalt darauf zu verwenden. Meine eigentlichen, höchst wichtigen Ausarbeitungen muß ich selbst abschreiben; sie enthalten das Wohl des Staates. Seine Eminenz hat damals über meine kalmirende Rede an das Volk eine tadelnde Bemerkung gemacht, wie Sie selbst gehört haben. Das war, unter uns gesagt, purer Neid. Sie haben ja die vortreffliche Wirkung, den mächtigen Effekt gesehen, den

dieselbe hervorgebracht hat; eben deßhalb war ich so unglücklich, die Eifersucht des Ministers zu wecken."

Neugier war mein Erbfehler. Ich brannte vor Begier, zu erfahren, mit was für geheimen Arbeiten sich mein Chef beschäftige. Ich schlich mich daher einmal, meine Abschriften unter dem Arm, leise zu seiner Thür, und blickte durch das Schlüsselloch. Was sahen meine Augen! Signor Lento hatte viele Kartenblätter in mehreren Reihen aufgelegt, und sonderte sie sinnend in einzelne Häufchen. Er spielte Patience! Ich rührte mich nicht, beständig das Auge am Schlüsselloche. Nach einer Weile zog mein Chef eine Schublade aus seinem Schreibtische, nahm Salami, Käse, Brod und ein Fläschchen Wein heraus, und that sich gütlich. Nach Beendigung dieses wichtigen Geschäftes legte er sich in seinen Lehnstuhl zurück, gähnte, und ein sanfter Schlummer begann sich auf die Augenlider des geplagten Mannes zu senken. Jetzt klopfte ich dreimal, immer dabei durch's Schlüsselloch spähend. Lento schnellte empor, als habe ihn eine Natter gebissen, warf Karten, Speiseüberreste in die Schublade, ergriff eine Feder, begrub sich in Aktenstößen und rief endlich mit barscher Stimme: „herein!"

„Ah, Sie sind es, mein Lieber, ich bin heute fürchterlich beschäftigt, mein Kopf brennt von zündenden Gedanken; ich ersuche Sie, Ihre Schriften hier zu lassen; ich kann sie jetzt nicht durchsehen. Adieu."

Ich ging, sehr ergötzt über die dringenden, geheimen Arbeiten meines Chefs. —

Ein langes Jahr hindurch bewegte ich mich in diesen untergeordneten Dienstesverhältnissen. Die Zeit hatte das Andenken an Eveline nicht zu schwächen vermocht. Noch

immer stand das reizende Bild des geliebten Mädchens vor meiner Seele; es begleitete mich zu jeder Tagesstunde, und wenn meine müden Augen sich zur Ruhe des Schlafes schlossen, erschien es mir wieder in meinen Träumen. Und doch mußte ich nach nüchternem Nachdenken eingestehen, daß meine Liebe stets eine hoffnungslose sein werde. Wohl war Salvi mir ein gütiger Gönner geblieben, wie mich hievon das glückliche Resultat seiner Anempfehlung überzeugt hatte; aber deßhalb zu glauben, daß er je seinen Ansichten über Rang und Reichthum untreu werden könnte, wäre Unsinn gewesen. Täglich, ja fast stündlich hielt ich mir dieses Argument entgegen, um meine Leidenschaft durch Vernunftgründe zu dämpfen; vergebens, — meine Hinneigung zum Außergewöhnlichen und Wunderbaren ließ doch in meinem geheimen Innersten ein Fünkchen von Möglichkeit fortglimmen, daß meine heißen Wünsche durch irgend ein außerordentliches Ereigniß vielleicht einmal ihrer endlichen Erfüllung entgegen reifen könnten. Unterdeß beschloß ich, mich gewaltsam aus meiner Lethargie zu reißen. Ich wollte versuchen, ob es mir nicht gelänge, durch Zerstreuungen meinen Ideen und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Ich hatte bisher noch nie daran gedacht, Roms Merkwürdigkeiten zu besehen. Durch die den Tag nach meiner Ankunft gemachte Entdeckung der Anwesenheit des „Werbers“ in der ewigen Stadt, war mir die Lust verdorben, öffentliche Orte zu besuchen. Das tragische Begebniß mit dem schrecklichen Oheim hatte mir übrigens eine nützliche Lehre gegeben. Ich trug, seit ich den „Werber“ gesehen, stets ein geflochtenes Drahthemd unter meinen Kleidern, wenn ich ausging.

In letzter Zeit machte ich die Bekanntschaft eines jungen deutschen Malers. Theodor Ling, ein biederer Bayer aus Würzburg, angenehm und geistreich, ohne es zu wissen, Sohn vermöglicher, bürgerlicher Eltern, reiste in Italien mehr zu seinem Vergnügen, als wegen Berufsstudien. Die Malerei war für ihn eine Erholung und nicht Kunstzweck. Theodor besaß die ganze strahlende Frische seiner fünfundzwanzig Jahre, eine ungezwungene Haltung, einfache aber anständige Manieren, ein einnehmendes Gesicht, blaue Augen, und sein ganzes Ansehen schien das Gepräge einer eigenthümlichen Mischung von Ernst und Heiterkeit zu tragen. Als ich ihm nach näherem gegenseitigen Vertrautwerden gestand, daß ich seit einem Jahre hier weile, ohne Roms Denkmäler gesehen zu haben, gerieth er in grenzenloses Erstaunen.

„Wer durch kein festes Band mehr am Leben gebunden ist," sagte Theodor, „muß in Rom wohnen, und es bis zu seinem Tode studiren. Da wird seine Gesellschaft ein Boden sein, der Betrachtungen in ihm erweckt, und sein Herz beschäftigt; er wird Spatziergänge finden, die ihm immer etwas zu sagen haben. Der Stein, den er mit Füßen tritt, redet zu ihm, und der Staub, welchen der Wind unter seinen Tritten aufweht, enthält Ueberreste menschlicher Größe. Rom gleicht zwar in seinem Inneren jetzt den meisten europäischen Städten, hat aber eine auffallende Eigenthümlichkeit. In keiner andern Stadt sieht man eine solche wunderliche Mischung von Bauwerken und Trümmern, von Agrippa's Pantheon an bis zu Belisar's gothischen Mauern, und den Denkmalen die von Alexandria gekommen. Die Schönheit der Frauen hat gleichfalls eine

besondere Eigenthümlichkeit. Ihre Haltung und ihr Gang erinnern an die Clelien und Cornelien, und man glaubt, die Marmorgestalten der Juno und Venus zu sehen, welche, von ihren Fußgestellen herabgestiegen, um ihre Tempel wandeln. Auch findet man nur bei den Römern jenen Farbenton des Fleisches, den wir Maler historische Farbe zu nennen pflegen, und in unseren Werken anbringen. Und von dem Allen hast Du noch nichts gesehen, mein lieber Freund? Eine solche himmelschreiende Versündigung gegen die Kunst muß rasch gut gemacht werden. Ich werde Dein Cicerone sein, und Dir Rom's Herrlichkeiten zeigen."

Einem so liebenswürdigen Antrage vermochte ich nicht zu widerstehen. Er wurde mit Vergnügen angenommen. Es währte viele Tage, ehe ich Rom, wie es Theodor mit künstlerischen Augen zu schauen verlangte, ganz gesehen hatte.

Einige Zeit darauf sagte mein Freund, indem er lachend in mein Zimmer trat:

„Nachdem Du jetzt Dein schweres Vergehen gegen das Erhabene und Schöne abgebüßt, will ich Dich zum Schlusse nach dem bescheidenen, versteckten Tempel führen, in welchem ich mit einigen meiner Landsleute der heitern Kunst pflege."

In angenehme Spannung versetzt, willigte ich gerne ein. Theodor geleitete mich durch öde Gassen über grasbewachsene Plätze in eine alte, halb verfallene Villa vor dem Thore San Paolo. Wir betraten einen kleinen achteckigen Saal. Da wir zur frühen Morgenstunde kamen, so war noch Niemand da. Die Wände waren mit Gemälden geziert, welche dem Geschichtsfache angehörten. Die Ermordung Cäsar's durch Brutus, die Verurtheilung sei-

ner Söhne durch diesen eingefleischten Republikaner, Marius in Thränen auf Karthago's Trümmern, der Einzug des Gothenkönigs Alarich, Viktor Emanuel nach der Schlacht von Novara bei Radetzki um Frieden bittend, und mehrere Andere nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. In höchstes Erstaunen versetzte mich aber ein immenses Genrebild, das mitten im Saale auf der Staffelei stand. Es war halb vollendet, und stellte eine große Hühnersteige vor, in welcher ein Kapaun eingesperrt war, wie ich noch nie einen gesehen hatte, denn seine Federn glänzten in weiß und grün. Um den Behälter dieses Thieres standen Gestalten, deren Gesichter mir zum Theil nicht fremd waren; ich glaubte gewisse Staatsmänner und Chefs geheimer Gesellschaften zu erkennen. Jeder derselben war in Galla mit weißer Halsbinde, und hielt eine kleine Landkarte in seinen dem Kapaune entgegengestreckten Händen, und ich sah verwundert, daß der Vogel mit den einzelnen Staaten des gesammten Italiens geschoppt wurde. Seine Gurgel war eben von der halb verschluckten Lombardei stark angeschwollen; man mußte befürchten, daß er an den Beschwerden, die sie ihm verursachte, zu Grunde gehen könne. Theodor hob lächelnd das Bild von der Staffelei, und ein zweites, welches von dem ersten verdeckt gewesen, bot sich meinen Blicken dar. Im Vordergrunde stand der nämliche, bis zum Zerplatzen geschoppte, aber noch immer nicht gesättigte Kapaun auf einem Düngerhaufen mit weit aufgesperrtem Schnabel, umgeben von den nämlichen Staatsmännern und Klubbchefs, in Negligé mit rothen Halsbinden und aufgestreiften Aermeln, statt der Landkarten jetzt große Transchirmesser in den Händen haltend. Im Hin-

tergrunde loderte ein mächtiges Feuer, über dem sich ein langer Bratspieß drehte.

„Was stellen denn diese zwei Bilder vor," fragte ich meinen Freund.

„Die Zukunft Italiens," antwortete Theodor. —

Heiter gestimmt kehrte ich in die Cancelleria zurück. Der Diener übergab mir einen Brief, welcher den Poststempel von Livorno trug. Mit fieberhafter Hast löste ich das Siegel und entfaltete ein unbeschriebenes, weißes Blatt, aus dem ein Penseeblümchen fiel. Meine Wangen glühten, das Herz drohte mir zu zerspringen, — heute war der vierte Oktober, mein Namenstag. Es gibt Gefühle, für deren Ausdruck es keine Worte gibt; ein solches durchströmte mein Innerstes nach dem Empfange des sinnigen Geschenkes, das in so zarter Weise die Fortdauer von Evelinens Liebe versprach. Diesem unscheinbaren Blümlein war die wunderbare Kraft verliehen, neue Hoffnungen in meinem Herzen zu entzünden. Es gab mir den Muth, dem Schicksal ruhig entgegen zu treten, weil ich von jetzt an in jeder Lage des Lebens auf Evelinens Treue zählte.

Ein altes Sprichwort sagt: „Ein Unglück kommt nie allein." Meinem Stern gefiel es, diesen Satz in umgekehrter Form auf mich anzuwenden; denn an demselben Tage, wo ich mit Evelinens Liebeszeichen beglückt ward, ließ mich der Minister zu sich entbieten.

„Es freut mich, Euch Euere Ernennung zum Sekretär zu verkünden," sagte der hohe Würdenträger. „Ihr erhaltet Lento's Stelle, welcher mit Rathstitel pensionirt wurde. Ich weiß, daß er sich seit einem Jahre mit Eueren Federn geschmückt hat. Früher der nachläßigste, bor-

nirteste Beamte, sind seit Euerem Eintritte in die Cancelleria seine Arbeiten plötzlich ganz vorzüglich ausgefallen. Dieß konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Ich ließ nachspüren, fand seine miserablen Konzepte und Euere trefflichen Korrekturen. Auch hat sich der arme Lento durch seine lächerliche Rede beim vorjährigen Volksaufstande so arg kompromittirt, daß ich noch gestern Ohrenzeuge war, wie die Leute, als sie seiner auf der Straße ansichtig wurden, riefen: Signor Lento, guten Morgen; Rom ist stolz auf Euch."

Bei den mir nur zu genau bekannten Verhältnissen im Hause Salvi und der dort bestehenden Hausordnung, erschien es als eine positive Unmöglichkeit, Evelinen im Geheimen ein Lebenszeichen von mir zu geben. Welche Seligkeit, welche Beruhigung würde ich empfunden haben, hätte ich ihr ohne Gefahr der Entdeckung schreiben, ihr mein Entzücken über das gesendete Andenken schildern dürfen. Bei reiferem Nachdenken verfiel ich auf ein Auskunftsmittel. Ich beschloß, den Umstand meiner Beförderung zum Sekretär zu benützen, um Salvi für seine großmüthige Verwendung zu danken. Ich schrieb einen Danksagungsbrief in den glühendsten Ausdrücken, wie man nur einer Geliebten schreiben konnte. Vielleicht, dachte ich, hört Eveline von dem Briefe, und erräth aus dem Inhalte meine geheime Absicht. Ich sandte das Schreiben ohne Hoffnung auf Antwort ab; ich irrte nicht, es erfolgte keine Erwiderung. —

Theodor nahm freudigen Antheil an meinem doppelten Glücke. Wir waren seit längerer Zeit unzertrennliche Freunde geworden; es gab keine Zerstreuung, keine Er-

heiterung in der ewigen Stadt, die wir nicht zusammen genossen. Da kam ein fatales Ereigniß, welches mich aus der Nähe meines Busenfreundes riß.

Ungefähr ein halbes Jahr nach meiner Erhebung zum Sekretär kam Theodor einst an einem Sonntage zu mir, und machte den Vorschlag, Nachmittags nach Trastevere in die Osteria al Bissone zu gehen.

„Das wird ein Hauptspaß werden", sagte mein Freund. „Die Pariser Konferenzen haben die Römer ganz närrisch gemacht. Es wimmelt hier von piemontesischen Agenten, welche die tollsten Gerüchte aussprengen, um Unruhen zu erregen. Einer meiner Kunstgenossen hat mir erzählt, daß heute nach sechs Uhr sich einige Wortführer der sogenannten Patrioten in der Osteria al Bissone in Trastevere einfinden, und die dort an Sonn- und Feiertagen zahlreich versammelten Gäste im Interesse des bekannten Turiner Staatsmannes bearbeiten wollen. Das Ganze wird uns gewiß eine köstliche Unterhaltung gewähren."

Ich machte Anfangs einige Einwendungen, diesem sardinisch-römischen Meeting beizuwohnen, indem die Erinnerung an den „Werber" in mir auftauchte.

„Der würde", sagte ich, „die Bewirthung im Modenesischen und die Fahrt nach Livorno mich jetzt theuer zahlen lassen."

Theodor wußte mich zu beruhigen.

„Es sind ja nun anderthalb Jahre verflossen, seitdem Du den Werber nicht mehr gesehen; der arbeitet jetzt gewiß anderswo für seine Meister. Uebrigens bin ich an Deiner Seite, und zu Zweien können wir es doch wohl mit dem Kerl aufnehmen."

Das Zureden meines Freundes, verbunden mit der Neugier, die Turiner Volksredner zu hören, siegte über jedes Bedenken. Nachmittags, zur festgesetzten Stunde, machten wir uns auf den Weg, und gelangten zur Osteria. Wir traten in das Thor und erreichten, den unreinlichen Hof durchschreitend, einen großen von Weinreben umschlossenen Wiesenplatz, in dessen Mitte mehrere Reihen von langen Tischen standen, mit welchen schmale Bänke parallel liefen. Die Tische waren mit Weinkrügen, ordinären kalten Fischen und mit Brod reichlich besetzt. Da wir die Ersten ankamen, so postirten wir uns abseits in eine Weinlaube, um dem allmäligen Eintreffen der Gäste ungestört zuzusehen, und die Gesichter zu studiren.

Bald begann sich der Platz mit den verschiedenartigsten Gestalten zu füllen. Römische Bürger, Kaufleute aller Art, ja selbst Beamte verschiedener Behörden erschienen, untermengt mit unbekannten, verdächtigen Physiognomieen.

„Sieh", sprach Theodor, „die Kunst ist hier in allen möglichen Verzweigungen und Abstufungen vertreten. Ich sehe Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Formenschneider, Gypsarbeiter, Töpfer, Mosaik- und Broncearbeiter; ich gewahre die Modellstecher der Akademie, ich erkenne unsern Farbenhändler, und sogar die Farbenreiber meines Ateliers sind gekommen."

Es war ein Gewühl und Gewimmel, eine Verschmelzung und ein Durcheinander, wie dieß besonders den Agenten eines sich aufblähenden norditalienischen Staates höchst willkommen sein mußte. Man setzte sich unter mezza Voce Gesumme zu Tische und begann zu trinken. Alsbald ließ sich ein Crescendo hören, das, die ganze Tonscala durch-

laufend, zuletzt in heulende Toaste ausbrach, wozu die Wortführer vorbrüllten:

„Es lebe Cavour; es lebe Garibaldi und Rinaldini; es lebe Mamiani, Farini und la Farina; es lebe Sterbini, Guerrazzi und Ratazzi!"

Hierauf entstand eine Pause. Ein langer, hagerer Mann in schwarzem Frack und rother Halsbinde bestieg einen Stuhl und winkte. Todtenstille folgte.

Er begann:

„Helden!

„Die Zeit der Freiheit naht."

„Evviva, Evviva", brüllten die Zuhörer, „wir werden nichts mehr zu zahlen brauchen."

„So ist es nicht gemeint, o Patrioten", fuhr der Redner fort, „zahlen müßt Ihr immer; aber anstatt an die verhaßten Oesterreicher, anstatt an Euere Regierungen, werdet Ihr nur an Piemont zu zahlen haben; freilich etwas mehr als an Euere jetzigen Herren, aber das thut nichts; es geschieht für Euere Freiheit. Für Euch haben wir enorme Schulden gemacht; die glorreiche Expedition nach der Krim, wo Sardinien Sebastopol erobert hat und Rußland tief gedemüthigt wurde, hat uns erschrecklich viel Geld gekostet. Die Pariser Konferenzen nähern sich ihrem Ende. Erstaunlich Großes ist geschehen. Wir werden künftig mit den Großmächten am grünen Tische sitzen und uns nicht mehr mit den Brodkrümchen begnügen, die hie und da herabfallen. Schon hat der unvergleichliche Diplomat an der Dora seine gewaltige Stimme erhoben für die Einheit Italiens, welche darin besteht, daß Alles unter sardinische Hoheit kommen muß. Helden! Wir sind Ro=

manen, daher Brüder der Moldauer und Wallachen; ja, ich gehe noch weiter und behaupte: der König Ehrenmann ist so gut Savoyer als Wallach; würde ihn je die Vorsehung Savoyens berauben, so bleibt er doch stets noch Wallach! Der große Chemiker an der Seine will die genannten zwei romanischen Völker in ein einziges verschmelzen. Vielleicht wird Einer von uns sogar zum Herrscher der Zusammengeschmolzenen erkoren, und dann, — wehe Oesterreich. Unser Fußfall an der Seine ist gnädig angenommen worden. Der große Mann hat Piemont aufgehoben. Darum, o Helden, Anschluß an Piemont, Verschmelzung mit der Revolution und mit Garibaldi. Unterdessen gebt Geld, viel Geld. Der unbezwingliche gallische Hahn wird uns unter seine Flügel nehmen, und ich rufe mit dem Dichter aus:

„Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder."

Ein rasendes Beifallsgejohle lohnte den Sprecher.

„Das ist ein außerordentlich belesener Agent", sagte Theodor, er kennt sogar den Göthe."

Eine gerechte Wuth ergriff mich über diese Rede. Der mir innewohnende Disputirgeist erwachte mit aller Gewalt, und ließ mich nicht an die Katastrophe von Genua denken, wo ich einen Fiasco gemacht, der im Kerker geendet hatte. Hingerissen von diesen Empfindungen, stürzte ich, ehe mein darob höchlich erschreckender Freund es zu hindern vermochte, aus der Weinlaube hervor, stellte mich auf den leer gewordenen Stuhl meines Vorgängers, und hielt folgende Ansprache an die erstaunte Versammlung:

„Meine theuren Freunde!

„Vergebt, daß ich Eure Nachsicht und Geduld mir erbitte; aber es geschieht zu Eurem wahrhaftigen Wohle. Der außerordentlich ehrenwerthe Redner von vorhin hat Euch falsche Vorspiegelungen gemacht und Euch bethören wollen. Er handelt nach Instruktionen der geheimen Gesellschaften, und nach den Verhaltungsregeln, welche ihm die in steter Wechselwirkung mit diesen Gesellschaften stehenden liebenswürdigen Staatsmänner der Halbinsel gegeben haben. Wenn es sich nur um ein Schutz- und Trutzbündniß, — gegen Wen weiß ich zwar auf Ehre nicht, — zwischen den Staaten Italiens handelte, durch welches Rom zum unbestrittenen Schirmherrn desselben erhoben würde, so könnte ich einer solchen Idee eher Beifall zollen. Aber der Staatsmann an der Dora hat sich und das Land, welches er vertritt, schon längst von Rom losgerissen, und er könnte eben so gut einen Muselmann als einen Katholiken abgeben; ja ich glaube, er fühlt sogar aus verschiedenen Ursachen zum Koran mehr Beruf. Im Katechismus steht unter den zehn Geboten eines, welches heißt: Du sollst nicht stehlen. Darunter ist natürlich auch der Straßenraub mitgemeint. Nun halte ich es aber für gemeinen Raub, wenn die Bevölkerungen in den benachbarten Staaten gegen ihre Regierungen durch alle erdenklichen Mittel aufgehetzt werden, damit sie sich ihrer Fürsten entledigen und dem lauernden Nachbar als Beute zufallen. Auf dieses edle Ziel arbeitet der würdige Mann unablässig hin; deßhalb seine heuchlerischen Jeremiaden über die unterdrückte italienische Freiheit bei den Pariser Konferenzen; deßhalb kann das höchste Licht aller hohen Lichter,

der Chef des jungen Italiens, unbeirrt in gewissen Staaten herumreisen, ohne gehängt zu werden. Denkt an das Jahr 1849 zurück, welchen Jammer hat es Euch nicht gebracht? Ich versichere Euch, theuere Freunde, der große Diplomat an der Seine durchschaut den andern Diplomaten an der Dora vollkommen; aber er thut, als wenn er ihm glaube, weil dieß seinem eigenen Interesse Vortheil bringt. Ihr werdet es vielleicht noch erleben, um zu erfahren, wie aufrichtig es der Mann in Paris mit der gepriesenen Nationaleinheit meint. Darum beschwöre ich Euch, bleibt Eueren Regierungen treu, welche Vorschlägen zu vernünftig angestrebten Reformen sicherlich ein williges Gehör leihen werden; Ihr würdet sonst Eueren Abfall an Euerer Habe, Euerer Ruhe und Wohlfahrt hart büßen."

Ein verworrenes Gemurmel folgte auf diese Rede. „Was ist Dir eingefallen, lieber Freund", sagte Theodor, mich in hoher Aufregung bei Seite ziehend. „Deine Unbesonnenheit und Disputirwuth können Dir theuer zu stehen kommen."

Unterdessen wuchs das Getümmel.

„Er hat Recht", riefen Mehrere aus der Menge, „fort mit den Wühlern!"

„Tod dem Vaterlandsverräther, es lebe Garibaldi und Rinaldini", schrieen Andere.

Eine gränzenlose Verwirrung entstand. Beide Parteien geriethen einander in die Haare; Tische, Bänke wurden umgeworfen, Messer gezogen, Blut begann zu fließen.

Der Turiner Redner machte sich still aus dem Staube; Theodor und ich thaten dasselbe.

Die Nacht war unterdeß hereingebrochen. Wir sind auf der Piazza del Popolo angelangt, als plötzlich aus einem Hausthor ein Mensch mit einem wahren Tigersprung auf uns losstürzt, und mir mitten auf die Brust einen Dolchstoß versetzt. Der leichte, aber feste Panzer, den ich trug, brach die Gewalt des Anfalls; ich blieb unverletzt. Theodor packt den Mörder mit kräftiger Faust am Kragen; ich entreiße ihm seine Mordwaffe und auf unseren Hilferuf erscheinen vier Gensdarmen mit Fackeln, und nehmen den Banditen in Empfang.

„Das gilt nicht", ruft der Freche, „interveniren ist verboten; ich werde mich in London, Paris und Turin darüber beklagen und Satisfaktion verlangen."

Ich erkenne beim Scheine der Fackeln den „Werber." „Gott sei Dank", sagte ich zu Theodor, „daß ich dieses Gespenst nicht mehr zu fürchten brauche."

Unter großem Gelächter der hinzugekommenen Menge über den Witz des Bravo's wurde derselbe nach dem Gefängnisse abgeführt.

Am folgenden Tage ließ mich der Minister rufen.

„Signor Reithuber", sagte der Minister, „Ihr habt gestern in Euerm gerechten Eifer Euch zu weit hinreißen lassen, obgleich ich zugebe, daß Euere Rede besser als jene Lento's ausgefallen ist. Ihr habt Euch die sogenannten Patrioten zu bitteren Feinden gemacht, und die Dolche der geheimen Gesellschaft werden in diesem Augenblicke vielleicht für Euch gewetzt. Darum ist es rathsam, daß Ihr Rom auf einige Zeit verlasset. Ich sende Euch morgen mit Depeschen nach Neapel, wo Ihr in gleicher Eigenschaft wie hier bei unserer dortigen Gesandtschaft in Dienstver-

wendung bleiben werdet. Unterdessen danke ich Euch für Euere guten Dienste. Holt Euch heute Abend die Depeschen bei mir ab."

Obgleich einsehend, daß der gütige Minister nur auf mein Wohl bedacht war, indem er mich nach Neapel schickte, so betrübte mich meine Entfernung aus Rom wegen der Trennung von meinem Busenfreunde doch ungemein.

Wir sagten einander ein herzliches Lebewohl, und Theodor versprach, mir bald nach Neapel zu folgen. Den andern Morgen trat ich die Reise an meine neue Bestimmmung an.

Fünftes Kapitel.

Ankunft in Neapel. — Meine neuen Verhältnisse. — Ich treffe einen alten Feind. — Ausflug auf den Vesuv und außerordentliche Entdeckung. — Aufstand im Neapolitanischen. — Sardinische Agenten. — Mein Verdienst um die Unterdrückung des Aufstandes. — Ordensverleihung. — Theodor kömmt nach Neapel. — Eveline verschwindet aus Livorno. — Erholungsreise nach der Insel Sardinien. — Katastrophe. — Graziazzi's Rache. — Der Werber zum letzten Male. — Schiffbruch. — Mordversuch des Werbers. — Ich bleibe Sieger, und gehe unerkannt nach Nizza.

Ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß wurde Neapel erreicht. Ich miethete eine kleine hübsche Wohnung auf der Chiaia und trat meinen Dienst bei der römischen Nuntiatur an. Dieser war weit weniger beschwerlich als jener in Rom, und gestattete mir viele Stunden, ja oft ganze Tage der Erholung.

Kurz nach meiner Ankunft an einem schönen Morgen in der prachtvollen Toledostraße flanirend, und eben im Anschauen eines reichen Juweliergewölbes versunken, fühle ich mich plötzlich leise auf die Schulter geklopft. Ich kehre mich rasch um, und — der legale Gefängnißspediteur und spätere Militär-Assentirungskommissär von Genua, mein Feind Graziazzi steht in leibhaftiger Gestalt vor meinen Augen:

„Ah, Herr Bersagliere, Euch hätte ich nicht hier vermuthet. So sehr ich erfreut bin, einen Krieger unserer

glorreichen Armee unverhofft in Neapel zu treffen, so wäre es mir doch angenehmer gewesen, wenn man Euch in Piemont eingeholt, und Euch den weiten Weg hieher erspart hätte."

„Danke ergebenst für den freundlichen Wunsch, Signor Conte; allein wir sind hier nicht in Piemont, und ich habe zugleich die Ehre, mich Ihnen als Sekretär der römischen Gesandtschaft vorzustellen. Kann ich Ihnen vielleicht mit Etwas dienen?"

Graziazzi wurde kirschroth bis über die Ohren, seine Lippen zitterten vor stiller Wuth.

„Unendlich verbunden, Herr Sekretär; ich gratulire, Sie haben enormes Glück."

„Es thut mir wahrhaftig leid, Ihnen für das mir stets bewiesene Wohlwollen keinen Gegendienst erweisen zu können. Sollte sich aber eine Gelegenheit hiezu bieten, so werde ich es sicherlich thun. Darf ich fragen, Signor Conte, in welcher Eigenschaft ich Ihnen meine Hochachtung zu bezeigen habe?"

„Ich gehöre zur sardinischen Gesandtschaft."

„Charmant, da sind wir ja Kollegen. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen Morgen in Ihrem Legationsgebäude meine Aufwartung zu machen."

„Sie würden sich umsonst bemühen. Meine Anstellung ist selbstständiger Natur. Ich stehe blos in indirekter Relation mit der Gesandtschaft."

„Ah, das ist etwas Anderes. Ich weiß nicht, ob ich da gratuliren oder bedauern soll. Jedenfalls habe ich die Ehre mich zu empfehlen."

Mit diesen Worten kehrte ich dem Agenten den Rücken.

„Also Spitzel im Auswärtigen“ sagte ich zu mir. Die Begegniß mit diesem Menschen gleich im Anfang meines Hierseins galt mir für kein gutes Omen; ich sollte bald dem rothen Faden, der sich durch Graziazzi's dunkle Pfade wand, in überraschendster Weise auf die Spur kommen.

Es war an einem warmen Sommermorgen, als ich in der Absicht, den Vesuv zu besteigen, nach Portici fuhr. Dort nahm ich einen Cicerone mit zwei Maulthieren, und so machten wir uns auf den Weg. Ueber verbrannten, abwechselnd mit Weinreben und Aloen bewachsenen Boden erreichten wir die erste Bergfläche. Eine nackte, todte Ebene breitete sich vor mir aus; ich erblickte die beiden Gipfel des Vesuvs in Wolken gehüllt. Einem Pfade zur Linken folgend, ließen wir den Kegel des Feuerbergs rechts liegen, und gelangten an den Fuß eines ganz mit Lava bedeckten Hügels. Hier steht die Einsiedelei. Der Eremit brachte mir das Buch, worein die Fremden, welche den Vesuv besuchen, etwas zu schreiben pflegen. Neugierig, wie mich die Natur geschaffen, blätterte ich in demselben. Ich fand wenige Gedanken darinnen, welche des Aufbewahrens werth gewesen wären. Doch fielen mir viele revolutionäre Denksprüche auf, welche ich hier und da entdeckte. Ich schrieb in Eile mit Bleistift einige der frappantesten ab. Sie lauteten:

„Es lebe Karl Albert.“

Den 2. März 1848.

Ein Mailänder Patriot.

„Es lebe Pius IX.“

Den 5. April 1848.

Sterbini.

„Fluch und Verderben Karl Albert.“

Den 20. Dezember 1848.

Ein Mailänder Patriot.

„Römisches Volk, Du bist der Gebieter; den Päpsten gabst Du den Vatikan, aber das Kapitol behieltst Du für Dich. Es lebe das Andenken Ciceruacchio's. Pius IX. hält es mit unseren Feinden.“

Am 6. Mai 1849.

Sterbini.

„Hoch Garibaldi.“

Den 3. Juni 1849.

Conte Graziazzi.

„Gelingt Euch's nicht von Vorne, so kommen wir von Hinten.“

Am 1. Februar 1851.

Mazzini.

„Zitto, Zitto, Piano, Piano — — —“

Den 4. April 1854.

C . . . .

„Laßt ihn gewähren, Ihr sardischen Freunde, nur durch ihn erreicht Ihr Eure Zwecke.“

Den 10. Jänner 1857.

Miß White.

„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.“

Am 1. März 1857.

Lento, römischer Consigliere in Pension.

Ich brach in ein homerisches Gelächter über Lento's Sentenz aus. Der Einsiedler und mein Führer betrachteten mich darob mit ganz verwunderten Blicken.

Nachdem ich mich erquickt, brachen wir aus der Einsiedelei weiter auf. Bald vermochten wir vor Wolken nichts mehr zu sehen. Der Wind, welcher von unten hinauf wehte, jagte das Gewölke von der schwarzen Bergfläche, die ich überschaute, und trieb sie über die öde Lavastraße, auf der ich wanderte. In dieser furchtbaren Gegend findet sich kein lebendiges Geschöpf; ich hörte nichts als die Fußtritte meines Maulthieres. Wir verließen den Hügel, wendeten uns rechts, und stiegen in eine Fläche herab, die an dem Kegel des Vulkans endet. Ich ließ mich von meinem Maulthier herab. Der Führer gab mir nun einen langen Stock, und endlich erklommen wir, durch ungeheure Aschenhaufen watend, den Gipfel des Vesuvs. Der Vulkan, durch Nebelwolken von dem bezaubernden Gelände, das um seinen Fuß liegt, getrennt, schien mitten in einer wilden Einöde sich zu erheben. Jetzt theilten sich von Zeit zu Zeit die Wolken; ich erblickte Portici, Capri, Ischia, Posilippo, das Meer mit den weißen Segeln der Fischerkähne bedeckt, und die Küste des Meerbusens von Neapel von Orangenbäumen beschattet. Es war ein Paradies von der Hölle aus gesehen! Ich schlug meinem Führer vor, in den Schlund hinabzusteigen. Er machte Schwierigkeiten, um mehr Geld zu erhalten. Nachdem ich seine Bedenklichkeiten durch eine gehörige Summe beschwichtigt, stiegen wir hinab. Wer könnte das Chaos schildern, welches mich umfing. Man denke sich ein Becken von einer Meile im Umfang, dreihundert Fuß hoch, das sich in Gestalt eines Trichters erweitert. Die Ränder oder inneren Wände sind gefurcht von den Feuerströmen, welche das Becken ausgeworfen hat. Hie und da hingen große Fels-

blöcke von den Wänden herab, und ihre mit einem Aschenteige vermengten Trümmer bedeckten den Boden des Abgrundes.

Unter einem solchen Felsblocke gewahrte ich zwei Männer, welche in auffallender Erregung etwas Verlorenes unter den Trümmern zu suchen schienen. Ohne daß meine Gegenwart unter dem Eindrucke der Bestürzung über das Verlorene von den Suchenden hinter den Felsblöcken gleich bemerkt wurde, höre ich den Einen sagen:

„Der Brief des Conte muß gefunden werden. Wie konntest Du das Papier so leichtsinnig in Deiner zerrissenen Rocktasche nur verwahren. Du sollst übermorgen mit dem Dampfer nach Genua reisen; was wird der Conte bei der morgigen Versammlung hier sagen, wenn er erfährt, daß Du den Brief verloren hast?“

„Schweig,“ erwidert der Angeredete, mich erblickend, „wir sind nicht mehr allein.“

Beide Männer bekümmerten sich weiter nicht um uns, und fuhren im Suchen eifrig fort. Mein Führer ging voraus. Plötzlich raschelt es unter meinem Tritte wie Papier. Mit Blitzesschnelle bücke ich mich und hebe ein versiegeltes Couvert auf, das ich rasch in meine Busentasche stecke. —

Meine Begierde, aus dem Bereiche der zwei Männer und meines Führers zu kommen regte sich jetzt mit grenzenloser Heftigkeit. Ich wollte den Brief unbeobachtet lesen; denn daß dahinter ein großes, wichtiges Geheimniß verborgen liege, und unter dem Conte mein Widersacher Graziazzi gemeint sei, dieß ließ mich schon der Bestimmungsort des Schreibens: Genua, ahnen. Ich trat daher

den Rückweg an, verabschiedete in Portici meinen Führer, und fuhr nach Neapel zurück. Kaum sah ich mich allein im Wagen, als ich auch mit fieberhafter Hand das Schreiben, welches gar keine Adresse trug, erbrach. Es war mit verstellter Schrift geschrieben und lautete:

„Euer Excellenz!

„Alle zum Gelingen des Unternehmens erforderlichen Vorbereitungen sind im Geheimen getroffen. Durch unsere Brüder sind bereits Waffen auf der Insel Porza und in Sapri in Bereitschaft gehalten. Nach Euer Excellenz mir richtig zugekommenen Mittheilung wird der scheinbar nach Tunis bestimmte Dampfer Cagliari am 25. dieses Monats von Genua abgehen und die auf demselben als harmlose Passagiere eingeschifften Patrioten zuerst nach der Insel Porza bringen. Ich denke, der Widerstand des Schiffskapitäns und der Mannschaft gegen die Uebermacht der Passagiere wird eine gut gespielte Komödie für das Ausland sein. Auf jeden Fall werde ich alle meine Aufmerksamkeit darauf richten, daß piemontesischerseits das Dekorum gegen die neapolitanische Regierung nicht verletzt werde. Die Passagiere werden in Porza die Gefängnisse erbrechen und die Gefangenen befreien; hierauf wird der Dampfer nach der von mir getroffenen Einleitung mit der ganzen heldenmüthigen Gesellschaft bei Sapri landen, welche zu den dort harrenden neapolitanischen Patrioten stoßen und hierauf die Insurgirung des Königreichs versuchen wird. Gelingt unser Werk, so vereinigt Piemont großmüthig das Königreich beider Sicilien mit seinen Staaten: — mißlingt es, so desavouirt man Alles mittels Circularnoten, worin ja Euer Excellenz unübertrefflich sind.

Um den Erfolg zu sichern und die verschiedenen Sendlinge zu bezahlen, brauche ich nothwendig neue Summen. Ich bitte Euer Excellenz unterthänigst um gütige Anweisung von 500,000 Lire.

„Neapel am 18. Juni 1857."

Ohne einen Moment zu verlieren fuhr ich direkt, so wie ich war, in meinem Wagen bei dem römischen Minister vor, erzählte das eben Erlebte, und übergab den Brief, welcher keine Unterschrift trug. Die neapolitanische Regierung ward unverzüglich in Kenntniß gesetzt; Truppen gingen nach dem bedrohten Sapri ab. Zwar gelang es den piemontesischen Insurgenten, die Gefangenen auf der Insel Porza zu befreien; aber in Sapri wurde die saubere Schaar mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und ihr die Heimkehr nach dem Revolutionsherd abgeschnitten. Zwei neapolitanische Fregatten bemächtigten sich des Cagliari, und machten sämmtliche Freibeuter zu Gefangenen.

Dagegen mißlang die beabsichtigte Aufhebung der Wühler im Krater des Vesuvs. Sie schienen Wind bekommen zu haben. Man fand das Nest leer. Da kein Beweis gegen Graziazzi aufzubringen war, so konnte man ihm nichts anhaben. Doch ließ ihn das Gouvernement beobachten.

Die beiden befreundeten Regierungen belohnten mein Verdienst in dieser Angelegenheit; ich erhielt den Pius- und Annunziade-Orden.

Etwa sechs Wochen nach diesen Ereignissen überraschte mich Theodor durch seine Ankunft. Wie herzlich und innig war meine Freude. Neapel hatte nun doppelten Reiz für mich; bisher war ich stets isolirt gewesen, da ich mich

Niemanden enger angeschlossen hatte. Theodor war ganz entzückt über die Vereitelung jenes Komplottes, über meine dabei bewiesenen Verdienste und deren glänzende Anerkennung. Er erzählte mir, daß die wie durch ein Wunder bewerkstelligte Entweichung des „Werbers" aus dem Gefängnisse großes Aufsehen in Rom verursacht habe, weil die Befreiung dieses gefährlichen Banditen, welcher in seinem Kerker zur größeren Sicherheit angekettet und von Außen ununterbrochen bewacht war, nur durch Eingreifen hochgestellter Persönlichkeiten denkbar sein konnte.

„Lieber Theodor," bemerkte ich, „jener Akolyth des jungen Italiens ist wenigstens gezwungen, aus Rom zu fliehen und sich zu verbergen, während ein abgefeimter Spitzbube, wie dieser Conte Graziazzi hier deßhalb frei herumgeht, weil schriftliche Beweise gegen ihn einerseits mangeln, anderseits aber ein gewisser Staatsmann derlei Gelichter theils öffentlich, theils im Geheimen protegirt."

„Das ist ganz natürlich, mein bester Franz; der weise Staatsmann an der Dora benützt die geheimen Gesellschaften, wie man gewisse unsaubere Thiere zum Ausgraben der Trüffeln braucht. Damit sie aber diese delikate Erdfrucht finden können, muß man sie frei umherlaufen und wühlen lassen."

Ich besprach mit meinem Freunde die Hoffnungen auf Evelinens Besitz. Theodor ermunterte mich, schriftlich bei dem Vater um ihre Hand zu werben. Er sagte:

„Du bist zwar ohne Vermögen; aber doch immer wohlhabend durch den mit Deiner Stellung verbundenen jährlichen Gehalt; Du hast Dich bis zum Legationssekretär emporgeschwungen, und nimmst daher einen weit höheren

Rang in der Gesellschaft ein, als Salvi; überdieß zieren zwei wohlverdiente Orden Deine Brust; Du besitzt daher Alles, was ein ehr- und geldsüchtiger Schwiegervater von seinem künftigen Eidam fordern kann.“

„Wie aber, wenn Salvi dennoch meine Bewerbung zurückwiese?“

„Dann bist Du immer noch auf dem nämlichen Punkte in dieser Angelegenheit, wo Du Dich gegenwärtig befindest. Schlechter kann es nicht werden.“

Meine Scheu überwindend, schrieb ich an Salvi, dankte nochmals für seine Verwendung, welche mir die Bahn zu meiner schnellen Carriere geöffnet, schilderte hierauf meine kleinen Verdienste und meine gegenwärtige Stellung, schwur, daß ich nicht ohne Evelinen glücklich sein könne, und bat zum Schlusse um ihre Hand.

Mehrere Wochen und darüber verstrichen; es kam keine Antwort von Livorno. Meine Unruhe erreichte das höchste Stadium. Täglich fragten Theodor und ich im Hafen nach Livorneser Handelsschiffen; in der Hoffnung, durch eines oder das andere Kunde über die Familie Salvi, welche in Livorno allgemein geachtet war, zu erlangen. Endlich trafen wir einmal den Patron eines Dreimasters, der uns mit Bestimmtheit berichtete, das Salvi mit seiner Tochter Livorno seit drei Monaten verlassen habe, ohne daß man wisse, wohin er sich begeben. Signora Beltrami aber sei schon vor einem Jahre aus Salvi's Hause ausgetreten, und nach Turin gegangen. Ich war untröstlich.

Um mich zu zerstreuen, schlug mir Theodor vor, ihn auf einem Ausfluge nach der Insel Sardinien zu begleiten. „Einer meiner Kunstgenossen weilt in Cagliari,“ sprach

Theodor, „ich habe ihm versprochen, dahin zu kommen. Er wartet meiner. Wir beabsichtigen, die äußerst pittoresken Gegenden dieses halb verwilderten Landes zu durchstreifen und Malerstudien zu machen. Auch Dir wird dieser Ausflug vieles Interesse bieten. Da kannst Du mit eigenen Augen sehen, wie weit Piemont in der Civilisation seiner eigenen Provinzen vorgeschritten ist. So wirst Du zum Beispiel die Leute auf dieser Insel, wie zu Noah's und Abrahams Zeiten, noch in Ziegenfellen gekleidet einherwandeln sehen. Ein Hemd ist dort ein unbekanntes Ding. Also sei von der Partie, Freund Franziskus; Urlaub erhältst Du gewiß, und wenn auch die Insel Sardinien zu Piemont gehört, so müßte es doch mit unnatürlichen Dingen zugehen, wenn Dich dort Jemand erkennen sollte. Uebrigens kann eine Veränderung Deiner Person, so lange wir in Cagliari weilen, nicht schaden. Es ist dieß die einzige Stadt auf der ganzen Insel, wo, wie mein Kunstkamerad schreibt, sich eine piemontesische Garnison befindet. Haben wir Cagliari im Rücken, so bleibst Du in jeder Gestalt ein fremdes Wunderthier."

Ich willigte gerne in diesen Vorschlag. Ohne Theodor würde ich mich in meiner Betrübniß um Evelinen noch einsamer und verlassener gefühlt haben. Eine schwarze Perücke wurde gekauft, der in schönster Blüthe stehende Schnurr- und Backenbart schwarz gefärbt, und ein großes längliches schwarzes Pflaster deckte mein rechtes Ohr und einen Theil der benachbarten Wange. Wir mietheten ein kleines Segelschiff, und traten zwei Tage darauf unsere Fahrt an. Ein frischer, andauernder Ostwind kam uns trefflich zu statten; den zwiten Tag nach

unserer Abfahrt von Neapel liefen wir im Hafen von Cagliari ein. —

In der Nähe des Landungsplatzes angelangt, sahen wir den unser Steuerruder führenden Bootsmann ein großes weißes Tuch entfalten, welches er an einen langen Stock band, und hoch in der Luft flattern ließ.

„Der Mann scheint unter den Karabiniers gute Bekannte zu haben,“ bemerkte Theodor,“ dort kommen ihrer Viere uns entgegen.“

Wir stiegen ans Land. In diesem Augenblicke näherten sich die Karabiniers. Ein Sergeant, dessen kolossale Gestalt Riesenkraft verkündete, trat lächelnd auf mich zu, salutirte mit militärischem Anstand, und sagte verbindlich:

„Ich bedaure, mein Herr, daß es Sie bei dieser Hitze so sehr am Kopfe friert.“

„Mich,“ rufe ich überrascht.

„Nun, ich vermuthete dieß wenigstens, weil Sie so schöne, kastanienbraune Haare mit dieser häßlichen, schwarzen Perücke decken. Darf ich um die Erlaubniß bitten, die Eigenschaften derselben näher zu untersuchen?“

Mich schnell fassend, und auf die Unverletzbarkeit eines römischen Legationssekretärs im Stillen vertrauend, enthülle ich meinen Kopf, indem ich die Perücke mit der lächelnden Bemerkung ausliefere:

„Ich hoffe, Herr Sergeant, sie wird nach Ihrem Geschmack sein.“

„Ich kann das eben nicht sagen. Mir gefällt Ihr kastanienbraunes Haar, welches hier eine Seltenheit ist, weit besser. Aber dieser Hieb da, den Sie unter dem gro=

ßen Pflaster verbergen, haben Sie gewiß bei der ruhmvollen Expedition gegen Capri erhalten?“

„Sie scheinen ein so trefflicher Beobachter zu sein, daß ich Ihnen diese entsetzliche Schmarre zeigen will, Herr Sergeant.“

Mit diesen Worten entfernte ich den Tafft, und wies meine unbeschädigte Wange. „Werden Sie mich, einen römischen Legationssekretär, der inkognito reisen wollte, jetzt meines Weges gehen lassen?“

„Auf Ehre, Ihr Aeußeres verbessert sich rasch. Wenn ich Sie nur überreden könnte, die schwarze Farbe an Ihrem Schnurr- und Backenbarte zu entfernen, so hätte ich dann sicherlich das Vergnügen, den schmucken Bersagliere Francesco Reithuber, wie er leibt und lebt, vor mir zu sehen.“

Mein Blut stockte.

Die angenommene scherzhafte Geziertheit in dem Benehmen des Sergeanten verschwand mit diesen letzten Worten.

Er sprach jetzt mit großem Ernste:

„Kamerad, ich bedaure Sie. Ich habe Befehl, Sie, ohne Rücksicht auf ihren angeblichen offiziellen Charakter, als Deserteur zu arretiren und nach Genua zu bringen. Ich bin Soldat und muß gehorchen. Doch genüge Ihnen die Versicherung, daß ich es besser mit Ihnen meine, als jener Bootsmann aus Neapel. Sie werden sich unter meiner Eskorte einer anständigen Behandlung erfreuen, und besonders meines Schutzes gegen den mir amtlich aufgedrungenen Schiffer gewiß sein, welcher uns auf seinem Trabakel nach Genua zu führen hat. Sehen Sie, dort kommt schon dieses konfiszirte Banditengesicht.“

Es war der Werber! In dem Augenblicke, als die allgemeine Aufmerksamkeit sich diesem Menschen zuwendet, drückt mir Theodor unbemerkt seinen Paß in die Hand.

„Nimm, Du kannst dieß Papier vielleicht später brauchen, verwahre es gut. Schreibe mir, wie Du kannst und zähle auf mich. Sei auf Deiner Hut vor dem Werber, der gewiß von Graziazzi gedungen ist, Deinem Leben nachzustellen.“

Rasch steckte ich das Papier mit den Händen von rückwärts zwischen Leibgurt und Hemde.

Unterdeß war der Werber herangekommen:

„Wann gehen wir unter Segel, Herr Sergeant? Hat man den Verräther untersucht, ob er Waffen bei sich führt?“

„Euer Trabakel werden wir gleich besteigen. Ich hoffe, Ihr habt für Lebensmittel gesorgt. Was Euere zweite Frage betrifft, so bin ich Euch keine Antwort darauf schuldig. Der Gefangene geht Euch gar nichts an. Seht lieber auf Euere Ruderer und auf Euer Fahrzeug. Mit uns habt Ihr nichts zu schaffen.“

Der Werber warf mir einen Blick zu, ungefähr so, wie eine Tigerkatze im Käfig die ihr von Weitem vorgehaltene Aetzung betrachtet.

„Graziazzi hat sich gerächt; Leb wohl,“ sagte ich leise zu Theodor. Wir umarmten uns und schieden.

Der Sergeant ließ, bevor wir das Fahrzeug bestiegen, seine Mannschaft die Bajonette auf die Karabiner pflanzen. „Entschuldigen Sie, Kamerad,“ bemerkte er, mich zum Einsteigen auffordernd. „Diese für Sie gewiß überflüssige Vorsicht ist bei Eskortirung von Arrestanten zu Wasser und zu Land vorgeschrieben.“

Das Trabakel flog unter günstigem Winde von dannen. Es enthielt zwölf Personen: Mich, vier Karabiniers, den Werber und sechs Ruderer. Wir segelten die ganze Nacht und den folgenden Morgen längs den Küsten der Insel, dublirten Korsika, und befanden uns am Abende des zweiten Tages in der Höhe von Ajaccio.

Die Sonne war auf schwarzen Wolkenschichten untergegangen, was auf heftigen Wind deutete. Der Werber wollte in der Bucht von Ajaccio anlegen; allein, ehe wir den Hafen erreichten, begannen sich hohe Wellen emporzuwälzen; das Sausen des Sturmwindes strich über das Meer und trieb unser Fahrzeug westwärts nach der entgegengesetzten Richtung. Das Segel wurde eingezogen und die Ruderer strengten alle ihre Kräfte an; vergebens, der Orkan wurde immer wüthender, die tobenden Wogen drohten das kleine Fahrzeug zu verschlingen. Gejagt von dem Orkan trieb das Trabakel mit rasender Geschwindigkeit immer weiter nach Westen. Welle auf Welle warf sich über dasselbe; wir mußten uns anklammern, um nicht in die brausende See geschleudert zu werden. Fünf Stunden hatten wir bereits mit dem wachsenden Sturm gekämpft, als plötzlich der Hauptmast des Fahrzeuges in der Mitte unter heftigem Gekrache entzwei brach. Unwillkürlich entfuhr mir ein Schrei des Entsetzens.

„Mein werther Kamerad," sprach der unerschrockene Sergeant, „wenn Sie Visionen von Wracks, Haifischen oder andern dergleichen Dingen haben, so bitte ich, sie hübsch für sich zu behalten, damit meine Leute nicht unruhig werden."

Beschämt schwieg ich. Der Werber war unermüdlich,

und überall, wo Gefahr drohte. Zuweilen streifte er hart an mir vorüber, und mir schien es, als ob dann sein höhnisch blitzendes Auge das meine suchte. Der Tag begann zu dämmern. Er enthüllte uns alle Schrecknisse, die das Trabakel auf den vom Orkane gepeitschten Meere umgaben. Wir gewahrten die klippenstrotzende westliche Küste und gewahrten mit Schaudern, daß wir ihr mit unwiderstehlicher Gewalt zugetrieben wurden. Ungeheure Wassermassen wälzten sich, mit weißem Schaum bekränzt, mit furchtbarer Gewalt, Schlag auf Schlag dem Ufer zu. Es war ein Anblick unnennbaren Entsetzens; denn die Klippen, kaum eine Viertelmeile von dem Fahrzeug entfernt, wurden von dem gährenden Elemente zeitweise so gewaltig gedrängt, daß weiße Schaumpyramiden sie bedeckten, und die Wogen trieben mit so lautem Donner dem Ufer zu, als ob sie dessen Wall im Sturm durchbrechen wollten. Mannschaft und Ruderer starrten voll Schrecken nach der Küste hin. Plötzlich wird das Schiffchen von einer thurmhohen Welle in die Höhe geschleudert, — ein furchtbares Krachen und Alles ist vorüber.

Ich war ein guter Schwimmer; aber die Kunst reichte hier nicht aus. Ich bot alle Anstrengung auf, mich wenigstens vor dem Untersinken zu bewahren. Halbtodt spie mich das rasende Element an die Küste aus; das Gewehr eines Karabiniers wurde mit ausgeworfen. Ich fühlte mich ganz zerschlagen, und empfand einen betäubenden Schmerz am Kopfe. Indem ich, am Boden liegend, mich in eine sitzende Stellung aufrichte, stürmt eine neue große Gefahr auf mich ein. Der Werber, bluttriefend, zähnefletschend, stürzt, den Dolch schwingend, wüthend auf mich

zu: „Jetzt wirst Du mir die Zeche und den Fuhrlohn bezahlen.“

Rasch erfasse ich das auf dem Boden vor mir liegende, dem Werber unbemerkt gebliebene Gewehr, schnelle, alle Kräfte zusammenraffend, empor, und renne ihm das Bajonet mitten durch den Leib. Er fiel, noch im Todesröcheln Verwünschungen stammelnd. Eilig warf ich die Leiche sammt dem Gewehre in die brausende Brandung. Von der übrigen Bemannung sah ich Keinen. Alle, auch den biedern Sergeanten hatte das tobende Element verschlungen.

Wir waren auf der Höhe von Mentone gescheitert. Mit großer Anstrengung schleppte ich mich nach diesem Ort. Der Gürtel mit Geld und der durchnäßte Paß Theodors waren gerettet. Ich ging in einen Gasthof und blieb dort sechs Tage, bis meine Wunden vollständig geheilt waren. Hierauf begab ich mich nach Nizza. Meine Erzählung, daß ich mit einem von Neapel nach Marseille gehenden Segelschiffe gestrandet sei, fand um so eher Glauben, als man Trümmer unseres Fahrzeugs an der Küste traf. Ich wohnte nun als reisender Maler in Nizza.

Sechstes Kapitel.

Aufenthalt in Nizza. — Signora Beltrami. — Die Feuerwerker. — Ein dunkles Komplott. — Abreise über Marseille nach Neapel. — Ein sardinischer Agent wird abgeschafft. — Ich gehe mit Depeschen nach Rom. — Theodor begleitet mich. — Ankunft in Rom. — Der Minister. — Ich werde in Geschäften nach Modena gesendet. — Abschied von Theodor. — Graziazzi noch einmal.

Ich hatte bloß deßhalb das nicht weit von Mentone entfernte Nizza zu meinem vorläufigen kurzen Aufenthalte gewählt, weil ich von da mit der nächsten Gelegenheit nach Neapel zurückkehren zu können hoffte. Da aber von den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen keines die Bestimmung dahin hatte, so beschloß ich, zu Lande nach Marseille zu reisen, und mich dort nach Neapel einzuschiffen. Mit Ausnahme einer Abtheilung Karabiniers lag damals in Nizza keine Garnison. Das Zuströmen vieler fremder Gäste, welche des lieblichen Klima's halber den Herbst und Winter daselbst zubrachten, hatte bereits begonnen. Gleich den Schwalben im Frühlinge war man zu Nizza im Herbste die Schwärme von Künstlern gewohnt, welche in dieser reizenden Stadt rasteten und nebenbei der Ankunft kunstliebender Mäcene entgegenharrten. Das Bewußtsein, mich auf sardinischem Boden zu befinden, verursachte mir indeß immerhin ein unheimliches Gefühl. Ich schrieb an Theodor, erzählte mein furchtbares Abenteuer, und versprach so schnell als möglich nach Neapel zurückzukehren. Uebrigens

war mein Urlaub noch nicht abgelaufen, daher es unnöthig schien, mein Ausbleiben bei der Nunziatur zu entschuldigen. Dreimal die Woche ging ein Personeneilwagen nach Marseille; zu meinem großen Leidwesen waren aber für morgen alle Plätze bereits vergeben. Ich ließ mich daher für die nächstfolgende Fahrt auf dem Postbureau einschreiben.

Auf irgend einen Zeitvertreib während meines Hierbleibens sinnend, nahm ich das Lokalblatt „il Nizzardo" zur Hand. Unter einer Masse von Anpreisungen öffentlicher Vergnügungsorte in und außer der Stadt setzte besonders eine meine Einbildungskraft in Thätigkeit. Sie lautete:

„Kastell Dora.

„Lydia Beltrami empfiehlt ihr neues Etablissement dem geehrten Publikum. In der Mitte eines kleinen reizenden, von einem silberklaren Bache durchrieselten Thals gelegen, bietet es dem Wanderer einen höchst angenehmen Ruhepunkt. Weder Kosten noch Mühe wurden gescheut, um einen Theil dieses alten Kastells zu einem eleganten Erholungsorte umzugestalten. Für alle Sorten von Erfrischungen ist mit größter Aufmerksamkeit gesorgt."

Jetzt hast du einen spannenden Zeitvertreib für den morgigen Tag gefunden, dachte ich. Aber er könnte dir vielleicht gefährlich werden, fuhr ich in meinen Ideen weiter fort. Diese Dame ist deine bitterste Feindin; über den Aufenthalt der dir theuren Familie kannst du von ihr keinenfalls etwas erfahren, da die Signora ja fast ein Jahr früher, als Salvi, Livorno verließ, also warum vielleicht einem unbekannten Uebel entgegengehen?

Mit diesen gewiß vernünftigen Argumenten suchte ich

meine brennende Neugier hinwegzuräsonniren. Aber ich vermochte meinem Erbfehler nicht zu widerstehen; ich glaubte ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, indem ich es so einzurichten beschloß, daß ich meine Feindin und ihr Kastell sehen konnte, ohne daß sie es gewahr würde.

Am nächsten Tage vor Sonnenuntergang trat ich den Weg dahin an. Harmlose Spaziergeher, die ebenfalls den Weg nach dem Kastell wanderten, wiesen mich in der einzuschlagenden Richtung nach demselben zurecht. Nizza ist durch einen in der Nähe des Meeres hinziehenden Höhenrücken in zwei Theile gesondert. Der Weg führte, dieser nach Norden allmälig steigenden Höhe entlang, landeinwärts. Nach einer Stunde bog ein kleines Thal rechts ab, in welches ich hinabstieg. Eine große, schwarze Masse bot sich meinen Blicken dar, deren ungleiche und zerrissene Linien sich gegen den in sanftem Roth erglänzenden Himmel abschatteten. Die Sonne war untergegangen. Es war ein schöner Herbstabend. Das alte, theilweise verfallene Kastell erglänzte bald im Schimmer des aus den Wolken tretenden Mondes, und erwies sich als ein viereckiges, einstöckiges Gebäude, das, auf der linken Berglehne sich erhebend, an jeder Ecke einen Thurm trug. Nur einer dieser vier Thürme schien gut erhalten. Das ganze Schloß sah wie ausgestorben aus, mit Ausnahme des Erdgeschosses in der vorderen Fronte. Hier gewahrte man hellen Lichterschein durch die Fenster blinken und Menschengestalten ab- und zugehen. Ich erreichte das Schloß. Marmorstufen führten zu einem Portale, welches den Eingang in einen Saal bildete, an den mehrere Nebengemächer stießen. Ich näherte mein Auge einem Fenster. Ein fun-

kelnder Raum, ein unerhörter Luxus bot sich meinen erstaunten Blicken dar. Wie mit Goldflitter übersäete Säulen stützten die prachtvolle Decke, von welcher reiche, mächtige Lustres herabhingen, deren krystallene Gebilde ein Lichtmeer strahlten. Hinter einer mit schweren golddurchwirkten Seidenstoffen geschmückten, mit den herrlichsten Erfrischungen besetzten Credenz thronte Signora Beltrami in der ganzen Fülle einer mehr kostbaren als eleganten Toilette. Blendendweiße Perlenschnüre durchflochten ihr rabenschwarzes Haar, große diamantene Ohrgehänge hingen, wie kleine Lustres auf ihre Schultern herab, den kolossalen Busen zierte eine massive Goldkette, an den dicken Fingern blitzten zahllose Ringe. Sie trug ein schwarzes Moirékleid mit gold- und silbergestickten Sternen; ihre dunkelschwarzen Augen leuchteten unheimlich gleich glimmenden Feuerrädern: — so war Signora Beltrami zu schauen, — eine ächte Königin der Unterwelt. In den Räumen dieses Feentempels wogte eine Masse männlicher und weiblicher Gestalten, plaudernd, scherzend, oder an kleinen Marmortischen sich mit Erfrischungen labend.

Wenn mir nur Jemand sagen könnte, wie die würdige Dame zu diesem Reichthum gelangt ist, sagte ich zu mir. Sollten denn die Sorbetti und der Kaffee solche kolossale Einnahmen abwerfen, um diesen unerhörten Luxus bestreiten zu können?

Indem ich während dieses Selbstgespräches meine Schritte weiter lenke, und, um die vordere Fronte des Schlosses biegend, mich einem der Thürme nähere, kömmt mir ein Diener mit zwei großen Körben entgegen, in denen ich aus der Stadt gebrachte Provisionen an edlen Früchten vermuthe.

Ich wende mich an diesen Diener.

„Euere Herrin muß sehr reich sein?“

Keine Antwort.

„Wie lange seid Ihr hier im Dienste, guter Freund?“

Der Diener glotzt mich finster an, und erwidert keine Sylbe.

Ich ziehe meine Börse, ihm ein Geldstück zu reichen. In diesem Momente durchzuckt mich eine Idee, der ich nicht zu widerstehen vermag. Die Erinnerung an das einst dem „Werber“ unwillkürlich gegebene Zeichen tauchte in mir lebendig auf. Wie von einer magischen Gewalt hingerissen, drücke ich den Mittelfinger auf die Hand des Angeredeten, indem ich das Geld hineingleiten lasse.

Er legt die Hand an's Herz, dann an den Mund, verneint mit dem Kopfe, und winkt, ihm zu folgen.

Das junge Italien hatte ein taubstummes Mitglied.

Meine Neugier war auf die höchste Folter gespannt. „Und wenn tausend Dolche deiner warten“, dachte ich, „dieses Abenteuer mußt du bestehen.“

Der Taubstumme führte mich, an einem der halbeingefallenen Thürme vorüber, nach der rückwärtigen Seite des Schlosses, bog einen dicht an der Mauer stehenden großen Lorbeerstrauch zurück, und zeigte mir eine Spalte, groß genug, um einen Mann durchzulassen. Hierauf öffnete er die Deckel der beiden Körbe, zog aus dem einen eine Blendlaterne hervor, schlug Feuer und zündete sie an. Mit steigender Verwunderung entdeckte ich bei ihrem Scheine, daß der eine Korb mit Blendlaternen und Masken, der andere mit schwarzen Dominomänteln gefüllt war.

Der Taubstumme reichte mir nun eine Maske und

einen Domino und forderte mich mittelst Zeichen auf, durch den Mauerspalt zu schlüpfen. Jetzt gab es keinen Rückzug mehr, das fühlte ich. Rasch stieg ich hinein, der Diener folgte nicht. Ich befand mich allein in einem feuchten, niedrigen Korridor, der, sich um die innere Seite des Bergabhanges windend, dreißig bis vierzig Fuß in die Höhe stieg. Ich erreichte ein geräumiges Gemach, das durch eine von der Decke herabhängende Ampel erleuchtet war. In einer Ecke stand ein großer Tisch von ordinärem Holze nebst vier Stühlen. In zwei andern Ecken befanden sich kleine Holzkisten, davon mehrere mit geöffneten Deckeln, in denen ich Salpeter, Antimonium, Knallsilber und andere explodirende Ingredienzien, sowie Bindfaden, Wachs und dergleichen entdeckte. Die vierte Ecke schien den Eingang in ein finsteres, nach aufwärts gehendes Gewölbe zu bilden. Am stärksten wirkte auf meine Einbildungskraft aber der Anblick mehrerer kleiner Bomben, die in der Mitte des Gemaches zerstreut umherlagen und offene Zündlöcher hatten.

Während ich mit bangem Staunen diese Gegenstände untersuche, werden Tritte laut, und drei mir gleich Vermummte erscheinen im Gemache.

Einer derselben ergreift sogleich das Wort:

„Brüder!

„Wir sind vollzählig. Dem Geheiß des „höchsten Lichts“ gehorchend, sind wir hier versammelt, ohne daß wir uns noch kennen dürfen; denn die Frucht ist noch nicht reif. Aber Eines ist gewiß, wir sind Feuerwerker im Dienste des glorreichen jungen Italiens. Noch drei Monate, und wir werden uns in London von Angesicht zu

Angesicht sehen. Nur Einer von Euch, so sagt das „höchste Licht,“ weiß die Masse zu bereiten, damit sie Tod und Verderben bringe, und der Zweck der heiligen Vehme erreicht werde. Der Abtrünnige an der Seine muß durch unsere Hand sterben; er hat die Sache der Patrioten und Piemonts verlassen.

„Jetzt rasch an's Werk. Wer unter Euch versteht die Mischung? Ist die Arbeit vollendet, so wird Signora Beltrami die Versendung der Bomben besorgen.“

Die drei Verschworenen bleiben regungslos. Entsetzen durchbebt mich. Da entsteht von Außen ein gewaltiges Geräusch. Ein Mensch, bleich, mit emporgesträubtem Haar und wilden Blicken stürzt herein:

„Ha, Orsini,“ rufen die Verschworenen.

„Wir sind Fünfe statt Vier,“ brüllt der Unmaskirte, „ich allein weiß die Mischung; ein Verräther ist unter Euch!“

Vier Dolche fahren empor; — ich hatte keinen. „Du bist der Verräther,“ wüthet der Eingedrungene, „Du kommst nicht lebendig aus diesem Gemach!“

Es war der schrecklichste Augenblick meines Lebens.

Ich sah den Rückweg abgeschnitten. Wie vom Wahnsinn erfaßt, stürze ich mit rasender Hast in das in der einen Ecke des Gemaches befindliche finstere Gewölbe, finde eine offen stehende Thüre, schlage sie hinter mir mit Blitzesschnelle zu, und schiebe den Riegel vor. Unaufgehalten stürme ich weiter durch einen stockfinsteren steil und aufwärts sich windenden Gang. Schon höre ich meine Verfolger die Thüre einschlagen; aber in diesem Augenblicke erreiche ich ein Zimmer, in welchem eine Lampe braunte. Es war das Schlafzimmer der Signora; die Thüre war

verschlossen. Ich öffne schnell ein Fenster, springe in den Hof des Kastells, gewinne von rückwärts den Haupteingang und setze athemlos im unsinnigen Rennen meine Flucht fort. Bei der dichten Finsterniß schlage ich, ohne es zu wissen, die der Stadt entgegengesetzte Richtung ein, nehme meinen Lauf auf's Gerathewohl, — und erreiche, halbtodt vor Schreck und Anstrengung, den Hafen von Villafranca. Ich war gerettet. Ein Boot brachte mich bald nach Nizza zurück. —

Noch in derselben Nacht berichtete ich über das Komplott direkte nach Rom. Ein Stein fiel mir am nächsten Morgen vom Herzen, als die Diligence, mit der ich Nizza verließ, den Sar und somit die Grenze des mir so unendlich widerwärtigen sardinischen Gebietes überschritt. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem französischen Kapitän, einem Handlungsreisenden und einer ungefähr über dreißig Jahre zählenden Figurantin des Turiner Ballets. Die Unterhaltung wurde bald lebhaft. Der Jünger des Hermes ward in seiner Weise galant gegen die Stieftochter Terpsichorens. Er schwang zwar nicht den goldenen Zauberstab über ihre Börse, was die Anmuthige wahrscheinlich am meisten erfreut hätte, aber er wurde unendlich zart. Es entspann sich ungefähr folgendes Gespräch zwischen Beiden:

„In welchem Tanze haben Sie, geehrtestes Fräulein, das Höchste geleistet?"

„Ach, gehen Sie doch; ich bin erst eine ganz junge Anfängerin, und tanze nur im Chor des Ballets."

„Ah, das muß schön sein; aber welche Pas machen Sie bei diesem allgemeinen Tanze in Compagnie?"

„Ich erhebe nach dem Takte bald den rechten, bald den linken Fuß."

„Charmant, sehen Sie, schönstes Fräulein, welch' innige Sympathie uns verbindet. Auch mein Geschäft besteht im Heben und Senken. Auf der einen Seite Pfeffer oder Mandeln, auf der anderen schwere oder leichte Gewichte."

„Das freut mich außerordentlich. Sie sind ein lieber Mensch."

„Wollen Sie, schönstes Fräulein, mir in der nächsten Station die Ehre geben, mit mir zu frühstücken?"

„Mit dem größten Vergnügen; aber erst zu Mittag bekomme ich den rechten Appetit."

Unter derlei geistreichen Gesprächen tändelte der Sohn Merkurs mit der Figurantin.

Ich hielt mich an den Kapitän, einen ehrlichen Elsässer, der frisch von der Leber weg sprach. Wir tauschten unsere Ansichten über Italien und namentlich über Piemont aus, und ich empfand große Freude darüber, in meinem Reisegefährten einen Gesinnungsgenossen zu entdecken. Er begann:

„Wir wissen nur zu gut, warum Piemonts schlauer Staatsmann so zärtlich mit Frankreich thut. Er braucht irgend einen Riesen, um die goldenen Früchte von den hohen Bäumen zu pflücken; unten harrt der Zwerg, sie zu sammeln. Ich bin Soldat, und frage nicht darnach, ob ich für eine gerechte oder ungerechte Sache kämpfe; aber es würde mir sehr leid thun, an der Seite dieser spekulirenden Revolutionärs zu fechten. Die Politik ist doch ein verteufelt glattes Ding. Man weiß nicht, wie man sich daran halten soll. Aber eines ist offenbar gewiß: Diese mit gewissem Gelde bezahlten geheimen Wühler und sogenannten Volksredner sind es, welche mit Wort und Schrift so großes Unheil stiften. Auch möchte ich gerne

wissen, Wer uns denn diese Banditen nach Paris sendet, welche dem Kaiser ununterbrochen nach dem Leben trachten?"

„Das könnte ich vielleicht errathen," erwiderte ich, hocherfreut, meine politische Weisheit auszukramen: „diese Strolche werden von gewissen Leuten zwar nicht direkte beordert; aber sie drücken die Augen zu, warten den Erfolg ab, oder telegraphiren hintenher, wenn ihnen bange wird. Die ärgsten Instrumente dieser diplomatischen Hetzer aber sind die insgeheim bezahlten Volksredner. Wissen Sie, Herr Kapitän, was in unseren Tagen zum guten Redner gehört?"

„Erstens sehr viel Lunge, zweitens Geistesgegenwart, drittens Unverschämtheit, viertens ein möglichst großer Vorrath von Phrasen und Floskeln, und von sogenannten Stich- und Schlagwörtern, wie: Konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Unterlage, oder Bewußtsein der Zeit, Vernichtung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, besonders aber vor Allem Nationalitätseinigung.

„Mehr braucht ein guter Volksredner nicht. Positives Wissen, gründliche Kenntniß der Geschichte, der Menschen- und Völkerkunde, Kenntniß der organischen Entwicklung der Staaten und ihrer verschiedenartigen Institutionen, Kenntniß des Geistes und Zusammenhanges der Gesetze, ihres Einflusses auf die Sitten, — das Alles sind Lappalien, Schulstaub, unnützes, pedantisches Zeug."

Der Kapitän war eingeschlafen. Wir erreichten Marseille. Tags darauf bestieg ich ein nach Neapel gehendes Dampfboot, und kehrte zurück.

Theodor feierte mit mir die Freude der Wiederver-

einigung. Von ihm erfuhr ich zu meiner großen Satisfaktion, daß Graziazzi wegen erwiesener Wühlereien in Palermo aus dem Königreiche beider Sizilien abgeschafft wurde.

Vierzehn Tage nach meiner Rückkehr erhielt ich den Auftrag, mit wichtigen Depeschen nach Rom zu gehen. Theodor begleitete mich dahin.

Zum zweitenmale betrat ich die ewige Stadt. Mein erster Gang galt dem Kardinal Staatssekretär. Der Minister bezeigte sich sehr gnädig gegen mich, und ertheilte mir über mein Verhalten die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Er durchlas in meiner Gegenwart die von Neapel mitgebrachten Depeschen.

„Es bereiten sich unerhörte Dinge auf der Halbinsel vor," äußerte der Minister, nachdem er die Depeschen gelesen; „die Machinationen eines gewissen Staates, der die Alleinherrschaft über ganz Italien anstrebt, die direkte oder indirekte Verbindung mehrerer hervorragender Persönlichkeiten mit den geheimen Gesellschaften, die feindliche Gegenüberstellung der Politik und Religion, haben die Grundfesten eines geordneten Staats- und Volkslebens total untergraben. Die Hoffnungen des sardischen Königreiches, welche vor zehn Jahren auf den Höhen von Custozza versiechten und bei Novara begraben wurden, sind neuerdings erwacht. Während die braven Waffenschmiede des jungen Italiens Stoß-, kurze und Stockdegen, Dolche, Messer und Stilette verfertigen, ist ein gewisser Staatsmann in intriganter Thätigkeit an der Seine, um einen andern berühmten Diplomaten zu ködern, und durch ihn sein dunkles Ziel zu erreichen. Mittlerweile sind seine Agenten und

Boten insgeheim beschäftigt, die Minen zu legen, durch welche die Throne gestürzt werden sollen, damit zum Schlusse Piemont anscheinend gezwungen, die Beute allein in Besitz nehme. Der gewisse Diplomat an der Dora sinnt darauf, die frevelnde Hand auch nach dem Besitzthum des Oberhirten der Christenheit auszustrecken. Seine besoldeten Unterhändler arbeiten in diesem Geiste bei allen italienischen Bevölkerungen dahin. Es ist daher von hoher Wichtigkeit, diese schändlichen Umtriebe nach Möglichkeit zu paralysiren. Ich habe deßhalb nach allen jenen Hauptstädten Italiens, in denen sich keine Nuntiatur befindet, einsichtsvolle, gewandte und treue Männer gesendet, um die Rechte der Tiara zu wahren, und den Turiner Intriguen entgegen zu arbeiten. Euch habe ich für Modena auserkoren. Ihr werdet binnen zwei Tagen als Legationsrath dahin abgehen. Morgen erhaltet Ihr das Dekret und Eure besonderen schriftlichen Instruktionen. Lebt wohl."

Stolz auf das mir geschenkte Vertrauen und auf meine neue selbstständige Stellung verließ ich die Cancelleria. Nur eines trübte meine Freude. Es war dieß die Trennung von Theodor. Briefe seiner Eltern riefen ihn nach Würzburg zurück. Wir schieden mit dem Versprechen, uns oft zu schreiben und der gegenseitigen Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens in ruhigeren Zeiten. Drei Tage später war ich in Modena.

Ungefähr zehn Wochen nach meiner Ankunft in dieser Stadt läutete es an einem kalten Winterabende an meiner Wohnung. Ich ließ öffnen; man denke sich mein Erstaunen, — Conte Graziazzi trat ein. Ich erhebe mich mit Entrüstung über diese Frechheit.

„Keine Uebereilung, mein geehrtester Herr Legationsrath, oder Gesandter, oder gar Botschafter," hebt Graziazzi unter tiefen Verbeugungen lächelnd an.

„Dasjenige, was ich Ihnen vorzutragen habe, ist von der höchsten Wichtigkeit, und betrifft Ihr persönliches Interesse. Glauben Sie mir, werthester Herr, es steht nicht mehr in der Macht des Staates, welchen Sie hier vertreten, den Lauf der Dinge zu hemmen. Sardinien muß und wird die Oberherrschaft und alleinige Souveränetät über den Kirchenstaat erlangen. Das Attentat auf den großen Mann an der Seine ist bekanntlich mißglückt. Aber es hat eine gewaltige Aenderung in der Politik des gewichtigen Diplomaten herbeigeführt. Ich sage Ihnen, der moderne mazedonische Philipp wird mit uns gehen, Arm in Arm mit unserem Dora-Diplomaten wird er sein Jahrhundert herausfordern. Freilich wird später Einer den Anderen hintergehen; aber das kümmert uns Beide nicht. Wir fügen uns der unvermeidlichen Nothwendigkeit. Nun hören Sie meinen Antrag. Da Sie nicht zum Vortheil Ihres Souveräns wirken können, so schließen Sie sich, einstweilen noch im Stillen, der italienischen Freiheitssache an, und werden Patriot. Es ist eine äußerst ehrenvolle Handlung, welche Sie begehen, wenn Sie meinem freundschaftlichen Rathe folgen. Gönnen Sie Ihrer und der hiesigen Regierung, — gleich dem Arzte, welcher am Todtenbette des Kranken noch von Genesung spricht, — eine wohlthätige Täuschung; zertheilen Sie ja nicht die Wolken, hinter denen das Schwert verborgen ist, das diese Regierungen vernichten wird. Trachten Sie, Einfluß auf die hiesigen Beamten und besonders auf das fest an seinem

Herzog haltende modenesische Militär zu gewinnen, damit es sich der heiligen, gerechten Sache Piemonts zuwende. Als Lohn und Anerkennung Ihres Verdienstes bin ich, für den Fall Ihres Beitrittes ermächtigt, Ihnen 200,000 Livres und einen Platz in der Turiner Kammer anzubieten; es wird Ihnen — — —

„Keine Sylbe weiter, niederträchtiger Schurke," rief ich wüthend.

„Fort aus meinem Zimmer."

„Aber bedenken Euer Excellenz" — — —

„Heda, Johann, leuchtet dem Herrn über die Treppe hinab."

Der Diener kam. Graziazzi verbeugte sich mit grinsendem Lächeln und trat den Rückzug an.

Ich eilte sogleich in das Gouvernementsgebäude. Allein der Spion hatte sich bereits aus dem Staube gemacht. Alle Nachsuchungen waren fruchtlos. —

Siebentes Kapitel.

Stimmung im Modenesischen. — Kleine Reisen. — Interessantes Zweigespräch in der Gegend von Massa. — Ein alter Bandit und Spion wird eingefangen und gehängt. Enthüllungen. — Der Krieg 1850. Ich begleite die treuen modenesischen Truppen und gehe nach Treviso. — Rückkehr nach Rom. — Ich verweile auf der Reise eine Nacht in Bologna. — Puppentheater. — Meine Pensionirung. — Ich begebe mich nach Graz und zuletzt für immer nach Wien.

In Modena herrschte ein trefflicher Geist. Auf diesem Boden wollte am längsten die Aussaat von Drachenzähnen nicht aufgehen, welche die sardische Propaganda ausgestreut. Daher auch der gründliche Haß des weisen Staatsmannes an der Dora gegen die modenesische Regierung. Sardinien hatte bereits gerüstet und harrte mit Sehnsucht auf irgend einen Anlaß, um als von Oesterreich angegriffen zu erscheinen, weil der Kaiser der Franzosen seinen Beistand für diesen Fall zugesagt hatte. Die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften, die Wühlereien auf der ganzen Halbinsel florirten in aller Ungebundenheit.

Um auch die Haltung der Landbewohner zu studiren, machte ich öfters kleine Vergnügungsreisen im Herzogthum. In Massa hörte ich von einem großen Festessen, das Tags vorher in dem zu Piemont gehörenden Orte Venzano, hart an der modenesischen Grenze, gegeben wurde. Die Gesellschaft bestand aus den radikalsten Umsturzmännern

Italiens. Ohne Scheu verabredete man öffentlich die Mittel, durch welche Oesterreich zum Angriff gereizt werden sollte. Einer dieser Wühler, aus dessen Personsbeschreibung ich den saubern Conte Graziazzi erkannte, hatte zu einem Einfall im Modenesischen aufgemuntert. Dann, meinte er, würde Oesterreich dem Herzog zu Hilfe eilen, und der Vorwand zum Kriege für den hohen Gönner an der Seine wäre gefunden.

Ich erinnerte mich in Massa an meine einstige Entweichung aus Spezzia. Die Gegend, welche ich damals im Modenesischen durchwandert, konnte nicht fern liegen. Eines Abends durchstreifte ich die gegen die Küste abfallenden Hügel; ein unerklärlicher, innerer Drang trieb mich an, das Haus zu suchen, in welchem ich die Nacht bei dem „Werber" zugebracht hatte. Ich fand es nicht. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. An der Küste stieß ich auf ein altes Gasthaus. Es hing, vom Mondschimmer fahl beleuchtet, auf einem hohen Felsen. Eine große, anmuthige Terrasse lief auf diesen in die See hinausragenden Felsen, der eine in der Tiefe liegende kleine Bucht beschattete. Ich trat auf die Terrasse, und sah ein Boot in die Bucht einlaufen. Zwei Männer stiegen aus, von denen der Eine mir durch seine morgenländische Tracht auffiel. Der Andere rief von unten nach dem Wirthe herauf. Meine Imagination begann zu arbeiten. „Du erfährst hier vielleicht ein wichtiges Geheimniß," flüsterte es in mir. Rasch verließ ich die Terrasse, fand den Wirth, nahm sechs Goldstücke aus meiner Börse, und gebe sie ihm mit den Worten:

„Lieber Freund, Ihr seid Modeneser und gewiß von den besten Gesinnungen erfüllt. Es ist, wie ich bemerke,

kein Fremder in Euerem Hause, aber ich sehe zwei Männer kommen, die nach Euch verlangen und deren Thun mich ungemein interessirt. Gebt mir geschwind Kleider eines Cameriere, und führt dann die Gäste herauf."

„Dort neben meinem Schlafzimmer finden Sie in dem Schubladekasten das Verlangte, Signor; mein Cameriere, den ich nach Massa im Geschäfte geschickt habe, kommt erst Morgen zurück."

„Gut, lasset mich die beiden Gäste bedienen."

Der Wirth entfernte sich, um die Gäste heraufzuführen; meine Metamorphose in einen Kellner war bald beendet.

Die beiden Männer traten in ein Extrazimmer der Lokanda, nachdem der Wirth versichert, daß außer dem Cameriere Niemand im Hause zugegen sei. Ich deckte den Tisch und trug das verlangte Abendessen auf. Der Türke hockte sich auf einen niedern Stuhl mit gekreuzten Beinen, der Andere in braunem Filzhute, sehr sorgfältig gekleidet, setzte sich ihm gegenüber. Nachdem man mir bedeutet, daß man im Bedarfsfalle rufen würde, entfernte ich mich. Sogleich hörte ich die Thüre hinter mir zuschließen. Glücklicher Weise stieß das Extrazimmer an eine finstere Rumpelkammer, welche von demselben durch einen Wandschrank gesondert war, dessen Thür sich nach Letzterer öffnete. Der über das reiche Geschenk hocherfreute Wirth führte mich in dieses Versteck, zu dem man durch die Küche gelangte.

Die nun folgende Unterhaltung zwischen den beiden Männern wurde halb in französischer, halb in italienischer Sprache geführt.

Eine Stimme begann:

„Euer Excellenz verzeihen, daß ich Sie nicht nach

der Ihrem Range und Ihrer Stellung gebührenden Etikette in Spezzia empfangen durfte; allein der Gegenstand unserer Zusammenkunft ist ganz vertraulicher Natur, daher ich Sie an diesem Ort landen ließ, wo wir den Blicken der Oeffentlichkeit entzogen sind."

Hierauf erwiderte eine andere Stimme in gebrochenem Französischen:

„Ich gestehe Euer Excellenz offen, daß mein Großherr über diese geheime Einladung sehr befremdet ist. Wollen Sie die hierin bewiesene Willfährigkeit einzig als den Ausdruck des Dankes für die werkthätigen Sympathien erblicken, welche Ihre Regierung in der orientalischen Angelegenheit uns so improvisirend gezeigt hat."

„Ich freue mich über die Anerkennung unserer Hilfeleistung in der Krim, wodurch die Russen total vernichtet wurden. Aber dieser Krieg, in dem wir die Hauptrolle spielten, hat unsere Finanzen dermaßen zerrüttet, daß wir ohne irgend eine Entschädigung von Seite der hohen Pforte in grausame Verlegenheit gerathen."

„Wo sollen denn wir Geld hernehmen, um Sie zu bezahlen? Beim Propheten, dieser Krieg und der Beistand unserer hohen Aliirten hat uns total ruinirt."

„Ich weiß es, Euer Excellenz, Sie können nicht zahlen. Indeß besteht dennoch unsere Forderung. Aber Sie könnten statt des Geldes uns einen Gegendienst leisten, wodurch wir quitt sein würden. Wir stehen in Begriff, Krieg mit Oesterreich zu führen. Zwar ist der große Kaiser der Franzosen auf unserer Seite; allein man kann nicht genug Alliirte haben. Wie wäre es, wenn ein türkisches Armeekorps von der Herzogewina und Bosnien aus in Dalma-

tien und Kroatien einfiele, und dadurch die Oesterreicher zur Theilung ihrer Streitkräfte nöthigte? Diese kleine Gefälligkeit werden Sie uns doch nicht abschlagen."

„Mein Großherr schuldet Oesterreich, wenn es auch die russische Herrschaft am schwarzen Meere nicht mit der Wurzel ausgerottet hat, wie das erhabene Piemont, dennoch höhern Dank als seinen Alliirten, deren Hände nicht immer rein waren. Oesterreich ist uns stets ein ruhiger, freundschaftlicher Nachbar gewesen, treu in Wort und That. Ich muß Euer Excellenz Zumuthung entschieden zurückweisen."

„Euer Excellenz gewahren den ungeheuren Vortheil nicht, der sich Ihnen bietet, indem Sie bei dieser Gelegenheit Ihre Herrschaft über die illyrischen Küstenländer ausdehnen könnten. Unter uns gesagt, wir stehen sehr schlecht mit dem Oberhaupte der Christenheit; ich selbst bin persönlich im Herzen längst Muhamedaner, schon der Vielweiberei wegen. Wir beabsichtigen bei Gelegenheit des Krieges gegen Oesterreich, in welchem wir den Franzosen, auf ihre Bitten, großmüthig die Hauptrolle überlassen, dem Papste seine weltlichen Besitzungen zu nehmen. Wer weiß, was dann geschieht. Schleudert der Oberhirt der Kirche den Bannstrahl gegen uns, so sehen mich Euer Excellenz als Glaubensbruder wieder."

„Unsere Unterredung ist zu Ende und ich verlange, auf der Stelle durch das Boot nach meinem Kriegsschiff geführt zu werden. Ihren Antrag verabscheue ich. Ihre Politik ist, ebenfalls unter uns gesagt, noch ärger als jene der Straßenräuber, die wenigstens ihren Glauben nicht verläugnen."

„Nun wohlan. Ich betrachte den Gegenstand der Unterhandlung als gescheitert. Vergessen daher Euer Excellenz nicht auf das Geld, welches uns die hohe Pforte schuldet.“

„Holen Sie es.“

Der elegante Herr zahlte die Rechnung, nachdem er mich gerufen. Beide entfernten sich stumm und bestiegen das Boot, dessen Ruderer weit in die See hinaus plätscherten.

„Gegen Den ist Machiavelli ein Stümper,“ dachte ich, „Ehre und Hochachtung dem braven Muselmann.“

Ich warf die Kellnermaske ab und kehrte spät nach Massa zurück. Dort hatten die Gensdarmen eben einen sardinischen Spion eingebracht. Man fand ein Schreiben ohne Addresse und Unterschrift in seiner Halsbinde eingenäht, welches aus Lugano datirt war. Ich betrachtete den Gefangenen im Kerker. Neue Ueberraschung. Ich erkenne den angeblichen Mailänder Polizeikommissär, den Banditen, der mich vor zehn Jahren verwundet und mein ganzes Vermögen geraubt hatte.

Aus dem verstockten Bösewicht war nichts herauszubringen. Er äußerte bloß, daß er mein Geld habe abliefern müssen, an Wen, erinnere er sich nicht mehr.

Man ließ mich als diplomatischen Vertreter eines befreundeten Staates Einsicht von dem Schreiben nehmen. Es hieß unter Anderem darin:

„Mit dem Operationsplan bin ich vollkommen einverstanden: Verstecken spielen, bis die Franzosen da sind. Hat einmal aber die italienische Sache gesiegt, so muß man die Franken auf alle Weise mit guter Manier wieder los zu werden suchen. Dafür soll dann meine unsichtbare Armee

nach Kräften beitragen. Mit der Lombardei bin ich, was die großen Städte betrifft, im Ganzen genommen, nicht unzufrieden; desto schlechter ist die Stimmung auf dem Lande. Alle Pächter, Bauern, kurz die gewaltige Masse des ganzen Landvolks schwärmt leider für Oesterreich, und würde sehr gerne ihre patriotischen Nobili todtschlagen. Auch in etlichen Städten, wie z. B. in Lodi, existiren große Sympathien für Oesterreich. Da muß noch tüchtig nachgeholfen werden. Ich habe dafür gesorgt, daß die österreichische Armee von Spionen und Kundschaftern allenthalben umgeben sei. Jeder Italiener ist gezwungen, Alles zu sagen, was er vom Feinde erfährt. Wer was verschweigt, und sei es ein Kind, ist unsern Dolchen verfallen. Ich bitte Euer Excellenz um zwei Millionen Lire. Ich bedarf dieser Summe höchst nothwendig."

Der Strolch wurde hart an der Grenze gehängt, zum warnenden Beispiel für den Nachbar. Tags darauf waren Galgen und Leiche verschwunden; an ihrer Stelle sah man einen Freiheitsbaum, auf welchem die Trikolore flatterte.

Einige Wochen nach meiner Rückkunft in Modena brach der Krieg aus. Die Piemontesen spielten wirklich Verstecken, bis die Franzosen mit dreifacher Uebermacht kamen.

Jetzt schwoll dem unvergleichlichen Turiner Staatsmann der Kamm. Er flog nach Genua, um bei der Ausschiffung des mächtigen Verbündeten zugegen zu sein, umarmte jeden Zuaven, und gerieth vor Wonne in Verzückung, als ihm dort auch der verschollene ungarische Agitator Kossuth die Rechte mit den Worten reichte: „Jetzt bin ich Ihr Freund!"

Die Dinge in Italien wurden allmälig ernster. Mo-

dena, Parma, Toscana, die Romagna wurden als gute Beute erklärt; die Regenten mußten flüchten und ihre Throne dem seit lange darnach lüsternen Nachbar überlassen.

Ich begleitete die treuen modenesischen Truppen über die Gränze, und begab mich mit Bewilligung meiner Regierung vorläufig nach Treviso im Venetianischen.

Anfangs Juli ward ich nach Rom zurückberufen. Ich nahm den Rückweg über Bologna und blieb dort bis zum nächsten Morgen. Bei dem allgemeinen Revolutions- und Annexionstaumel blieb ich natürlich ganz unbeachtet. Abends besuchte ich das Marionettentheater. Die Schlacht bei Solferino wurde mit ergreifender Wahrheit dargestellt. Es ward der Moment gewählt, wo die siegenden Piemontesen Lonato erstürmten, Cavour, Mazzini und Kossuth an der Spitze; während die schon in völliger Flucht befindliche französische Armee, durch diese Heldenthat ermuthigt, wieder Front gegen die Oesterreicher machten, und sich, Gewehr beim Fuß, ganz bequem auf den Höhen von Solferino aufstellte. Hierauf folgte ein Puppen-Divertissement. Die Scene stellte einen Jahrmarkt dar. Zuerst erschien ein Püppchen, die Italia vorstellend, und zerrte eine andere Puppe, im Ministerkostüm, herein. Beide tanzten zusammen eine Menuette; das weibliche Püppchen hielt dabei ein Schnupftuch vor den Augen, und weinte. Plötzlich wies der Minister mit der Rechten nach dem Hintergrund. Ein Vorhang rollte auf, und fünf Throne wurden sichtbar, auf denen der Sohn der Italia, sich zeitweise den mächtigen Schnurrbart streichend, umher voltigirte. Ergötzlich war es, zu sehen, wie ein Zuave und ein Turco den voltigirenden Sohn der Italia jedesmal aufhoben, so oft er zu

Boden fiel. Endlich rollte der Vorhang im Hintergrunde herab und der Minister begann mit der Italia einen Jubeltanz. Er schnellte in die Höhe, bis an die Decke, stieß den Kopf an, machte Purzelbäume, kurz, geberdete sich äußerst possierlich. Plötzlich strömte von Oben ein Ordens- und Goldregen herab; der Minister hielt den Hut unter, und küßte der Italia die Hand, welche sich majestätisch entfernte. Hierauf kam ein Schluß-Solo, getanzt von dem Minister, aber viel langsamer als der Jubeltanz, da er, von den vielen Orden und Gold beschwert, seine Leichtfüßigkeit verloren hatte. Unversehens schnellte die Figur beide Arme weg, welche sich blitzschnell in zwei schwarze Notärchen verwandelten, die zusammen Polka tanzten. Der Minister schnellte jetzt beide Beine fort; gleich standen noch zwei Notärchen da, die sich mit den beiden andern die Hände gaben und eine Quadrille tanzten. Während derselben wackelte der übrig gebliebene Rumpf des Ministers hin und her; die vier Notärchen aber brachten am Schluß der Quadrille eine große Papierrolle hervor, nahmen jedes ein Ende derselben, und stellten sie gegen das Publikum. Darauf stand im Transparent:

„Italiens Verträge"
1815.

Mit einem Male verwandelt sich der Rumpf des Ministers in ein Krokodill, welches die Notärchen sammt dem Papiertransparent verschlingt.

Der Applaus war ungeheuer. „Ein schöner Appetit", dachte ich, „wenn nur nicht der Alligator an Unverdaulichkeit zu Grunde geht."

In Rom herrschte große Niedergeschlagenheit. Durch

die Annexionsoperationen in der Romagna wurden viele Beamte überflüssig. Auch die Cancelleria lichtete ihr Personale. Angeeckelt von dem revolutionären Getreibe nahm ich meinen Abschied, und wurde mit Geheimrathstitel pensionirt. Ich war mit meiner Carriere zufrieden. Im dreißigsten Lebensjahre pensionirter Geheimrath, — was konnte ich mehr wünschen? Ich ging über die Schweiz und durch Deutschland nach dem reizenden Graz in der herrlichen Steiermark, blieb dort aber nnr einen Monat und nahm meinen festen Aufenthalt in Wien.

Nachschrift des Herausgebers.

Eben wollte ich das Manuskript zum Drucke absenden, als der Briefträger eintrat, und ein Schreiben aus Wien überbrachte. Wer beschreibt mein Staunen? Es war von Franz Reithuber, vom italienischen Gil Blas, und enthielt eine Ergänzung seiner ferneren Schicksale. Ich kann dem geehrten Leser den Inhalt dieser mir höchst willkommenen Epistel nicht vorenthalten, und gebe sie wörtlich wieder.

Der Brief lautete:

„Hochgeehrtester Autor, Redlichster aller Finder!

„Euer Hochwohlgeboren werden nicht wenig überrascht sein, wenn Sie dieses Schreiben entfalten. Einem jener glücklichen Zufälle, wie mir deren mehrere in entscheidenden Momenten meines bewegten Lebens widerfuhren, hat mich in die beglückende Kenntniß gesetzt, daß mein Tagebuch von Ihnen entdeckt wurde, und gehörig ausgearbeitet, dem Publikum vor die Augen treten wird.

„Empfangen Sie einstweilen schriftlich meinen herzlichsten, wärmsten Dank für Ihre Bemühungen, welchen ich Ihnen ehestens mündlich abzustatten die Ehre haben werde.

„Euer Hochwohlgeboren haben vor fünf Tagen Ihren Diener entlassen, welcher, wie Sie wissen, ein ausgedienter Artillerist ist und einige Kenntnisse besitzt. Er ging nach

Wien, sich einen Dienst zu suchen, und hat ihn durch das Fremdenblatt bei mir gefunden. Ich fragte ihn um seine frühere Herrschaft und um die Ursache seines Dienstesaustritts bei derselben. Verzeihen Sie gütigst, ich bitte tausendmal um Entschuldigung; aber ich komme jetzt auf einen kitzlichen Punkt, in welchem die Herren Autoren sehr empfindlich sind. Aber es ist leider unvermeidlich ihn zu übergehen, weil es Ihnen sonst ewig ein Geheimniß bleiben würde, auf welche Weise ich so glücklich war, eine Entdeckung zu machen, die uns gewiß zu engen Freunden verbindet. Ich gebe die Antwort des Dieners Johann wörtlich, indem ich nochmals um Verzeihung bitte:

„Mein voriger Dienstgeber war ein sehr guter Herr. Aber er ist ein Bücherschreiber. Weil ich lesen und schreiben kann, so habe ich seine gekritzelten Papiere, die schwer zu verstehen waren, ins Reine abschreiben müssen, und da ist mir sehr wenig Zeit zum Ausgehen geblieben. Auch das hätte ich mir noch gefallen lassen; aber außerdem habe ich ihm das Abgeschriebene vorlesen müssen. Das war entsetzlich langweilig. Besonders habe ich in der letzten Zeit ein fades Zeug, der italienische Gil Blas betitelt, abgeschrieben und vorgelesen. Nein, das war rein nicht mehr zum aushalten. Ich versichere Euer Gnaden, der Gil Blas hat mich von Graz vertrieben."

„Welch frohe Ueberraschung durch diesen ungebildeten Bengel! Auf mein Befragen nannte er mir Ihre Wohnung, — ich hatte meinen Autor gefunden!

„Es wird Sie vielleicht interessiren, zu hören, daß ich seit neun Monaten Evelinens glücklicher Gatte bin. Ihr Vater, den das revolutionäre Treiben immer mehr an-

widerte, ging zur Zeit, als ich in Neapel als Legationssekretär war, nach Venedig, und zwei Jahre darauf hierher. Er machte auf der Reise, wie er mir später erzählte, die Bekanntschaft eines Turiner Professors, welcher von dem propagandalustigen Staatsmanne nach Koburg gesendet wurde, um den halsstarrigen Deutschen ein neues Staats- und Völkerrecht zu predigen, und sie für Piemonts vortreffliche Absichten zu gewinnen. — Ich traf Evelinen in Wien zum erstenmale in der italienischen Oper in einer Parterreloge. Sie werden mir wohl ersparen, Ihnen meine Ueberraschung, mein Entzücken zu schildern. Evelinens Blicke begegneten den meinen; sie ward feuerroth und winkte mir. Ich trat in die Loge, mich entschuldigend, daß, obgleich keine Feuersgefahr wie damals im Livorneser Theater vorhanden sei, ich es dennoch wage, zu erscheinen. „Ah, Euer Excellenz", rief freudig Salvi, „seien Sie mir tausendmal willkommen. Ich habe von meinem hohen Gönner in Rom, welcher vor Kurzem hier war, so viel Außerordentliches über Sie vernommen, daß ich Euer Excellenz bitte, den Ausdruck meiner Bewunderung und höchsten Ehrerbietung von mir gütigst annehmen zu wollen."

Der Weg war gebahnt, Eveline ward meine Frau. Und nun lieber, geehrtester Autor, leben Sie wohl bis auf sehr baldige persönliche Bekanntschaft.

Wien am 1. September 1860.

Franz Reithuber.
römischer Geheimrath in Pension.

Inhalt.

G.

Der italienische Gil Blas politisches Zeitbild aus dem letzten Jahrzehend

Regensburg 1860